



*Sonnenaufgang in der bessarabischen Steppe; im August ist die beste Zeit für Bessarabienreisen.
Wir freuen uns auf ein baldiges Wiedersehen in der alten Heimat.*

Foto: Werner Schabert

AUS DEM INHALT:

Gedicht: Sommernacht

Seite 14

Ein vielseitiger Pferdewagen

Seite 5

*Bessarabiendeutsches Treffen
in Lunestedt*

Seite 16

*Von Bessarabien über Deutschland
bis nach Israel*

Seite 8

Anerkennung von Kriegsverbrechen

Seite 23

INHALT:

GESCHICHTE UND KULTUR

Im Angesicht der deutschen Kriegsverbrechen	3
Kriegserinnerungen	3
Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist	4
Schröpfgläser und Schröpfen	5
Ein vielseitiger Pferdewagen	5
Jüdisches Gemeindeleben in Sarata	6
Sarata	6

ERINNERUNGEN

Von Bessarabien über Deutschland bis nach Israel	8
Die Lebensgeschichte von Ottomar Schüler – Teil 3	9
Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 6	12

BILDER DES MONATS AUGUST 2021

DOBRUDSCHADEUTSCHE

Gedicht: Sommernacht	14
Bessaraber und Dobrudschaner in Sachsen-Anhalt	15
Buch: Kindheit in der Dobrudscha	15

AUS UNSEREN REIHEN

Irina Kasprick, die „Buchmacherin“	15
--	----

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

Bessarabiendeutsches Treffen in Lunestedt	16
---	----

BESSARABIEN HEUTE

Wirtschaftsausblick für die Republik Moldau	17
Wirtschaftsausblick für die Ukraine	17
Wie sieht die Bevölkerung der Ukraine ihren Präsidenten Selenskyjs nach zwei Jahren im Amt?	17

BILDER AUS DEM ARCHIV

Wer? Wo? Wann? Bildinformationen gesucht	18
--	----

ÜBER DEN TELLERRAND

Dokumentationszentrum <i>Flucht, Vertreibung,</i> <i>Versöhnung</i> eröffnet	18
Ukrainische Care-Migrantinnen in Deutschland	19
Teutonia Dorpat, die einzige Korporation von Studenten kolonistischer Herkunft im Russischen Reich	20
Franz-Werfel-Menschenrechtspreis an Bundespräsident a.D. Joachim Gauck verliehen	21

KIRCHLICHES LEBEN

Peterstal – Rückkehr nach Hause	22
Anerkennung von Kriegsverbrechen	23
Der Monatsspruch August 2021	23

FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM

TERMINE 2021

28.08. – 16.10.2021	Ausstellung „Fromme und tüchtige Leute“, Stadtkirche St. Marien in Güstrow/ Mecklenburg-Vorpommern
18.09.2021	Treffen in Lunestedt, 14.00–17.30 Uhr, Gaststätte Deutsche Eiche
25.09.2021	Gedenktag der Verschwundenen Umsiedler im Heimathaus in Stuttgart
25.09.2021	Gnadentaler und Hoffnungstaler Treffen, ab 14.00 Uhr, Gaststätte „Traube“ in Hanweiler bei Winnenden
10.10.2021	Lichtentaler Treffen in Kirchberg/Murr
17.10.2021	Kulturtag im Heimathaus in Stuttgart zum Thema „Deutsche und Juden als Minderheiten in Bessarabien“
12.–14.11.2021	Herbsttagung in Bad Sachsa zum Thema: „Umgang mit Armut und Behinderung, Witwen und Waisen in Bessarabien“

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach
telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser,
Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die
Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion.
Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
erscheint am 2. September 2021
Redaktionsschluss für die September-Ausgabe
ist am 15. August 2021

Redaktion: Anne Seemann
Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Vor 80 Jahren: Überfall auf die Sowjetunion

Am 22. Juni 1941 begann der Russlandfeldzug der Deutschen Wehrmacht, in dessen Folge 27 Millionen Menschen, die Mehrzahl hiervon Zivilisten, ihr Leben verloren. Sie waren Opfer eines systematischen Genozids, sind in Kampfhandlungen gestorben, als Kriegsgefangene hingerichtet oder teilweise gezielt dem Tod durch Hunger, Kälte und Krankheiten überlassen worden. Diese schrecklichen Ereignisse spielen bisher im Gedenken der Deutschen an die Verbrechen von Nazi-Deutschland eine untergeordnete Rolle. Die Ursachen für diesen „blinden Fleck“ scheinen noch in den Nachwehen des Kalten Krieges zu finden sein, wie Joachim Käppner in seinem Beitrag „Endlich Gedenken“ in der Süddeutsche Zeitung Nr. 138 vom 19./20. Juni 2021, Seite 4 darlegt.

Doch nun, 80 Jahre später, scheint es, als seien wir bereit, auch diese Opfer zu ihrem Recht kommen zu lassen. In seiner Rede anlässlich des Jahrestages sagte Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier: „Die diesen Krieg führten, töteten auf jede erdenkliche Weise, mit einer nie dagewesenen Brutalität und Grausamkeit. [...] Die Erinnerung an dieses Inferno, an absolute Feindschaft und die Entmenschlichung des Anderen – diese Erinnerung bleibt uns Deutschen eine Verpflichtung, und der Welt ein Mahnmal.“

Doch wie passen wir Bessarabiendeutschen in dieses Geschehen? Im Folgenden



Sowjetische Kriegsgefangene im Lager 1942. Eines der grauenvollsten Verbrechen der deutschen Wehrmacht.

Bildquelle: Bundesarchiv Bild 183-B21845 / Wabner / via Wikipedia „Verbrechen der Wehrmacht“

teilen Brigitte Bornemann sowie Werner Heiland zusammen mit seiner Frau Tilde Heiland-Keck ihre Gedanken zu dem Thema. Ergänzend finden Sie die Übersetzung eines Briefes anlässlich des Jahrestages vom Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche Deutschlands an den Leiter des Außenamtes der Russisch-Orthodoxen Kirche auf Seite 23 dieses Heftes.

Und noch ein Hinweis auf den Gedenktag der Russlanddeutschen: am 28. August

1941, in Reaktion auf den Überfall der deutschen Wehrmacht, begann die Deportation der Wolgadeutschen nach Sibirien. Auch dieser Tag jährt sich 2021 zum 80. Mal. In „Volk auf dem Weg“, der Zeitschrift der russlanddeutschen Landsmannschaft, erscheint hierzu eine sehr informative Serie in fünf Folgen seit April 2021.

Die Redaktion

Kriegserinnerungen

BRIGITTE BORNEMANN

Mein Onkel Emil Bierwag starb im Jahr 2003 im Alter von 80 Jahren nach kurzer, schwerer Krankheit. Im Alter war er milde geworden, so war mir die Idee gekommen, mit ihm gemeinsam seine Kriegserinnerungen aufzuschreiben, von denen ich als Kind kurze Eindrücke mitbekommen hatte. Aber dann starb er am Melanom, bevor ich ihn noch einmal hatte besuchen können.

Daran musste ich denken, als ich die Lebenserinnerungen von Alfred Keck las, herausgegeben von seiner Großnichte Tilde Heiland-Keck und ihrem Mann Werner Heiland (siehe MB 5-2021 Seite 13).

Unser Buchversand hatte entschieden, das Buch nicht in den Vertrieb aufzunehmen, denn es sind überwiegend Kriegserinnerungen, der Schwerpunkt liegt nicht in Bessarabien. Mich hatte es interessiert, weil Alfred Keck aus Fürstenfeld II kam, dem Geburtsort meiner Mutter. Nun erfuhr ich aus dem Buch nicht allzu viel über Fürstenfeld, denn



Alfred Johann Keck

Erinnerungen eines Bessarabiendeutschen – 1905 bis 2001

erschienen 2021 im Eigenverlag, 92 Seiten

Herausgeber: Tilde Heiland-Keck und Werner Heiland

Für 15 Euro zzgl. Versand zu bestellen unter:

E-Mail: werner.heiland@t-online.de / Tel: 07642 40103

die Kecks waren erst in den 1920er Jahren dort hingezogen, als Alfred, Jahrgang 1905, schon Student der Veterinärmedizin in Bukarest war. Den Namen Keck hatte ich als Kind gehört, wohl weil der Bruder Artur Keck in Fürstenfeld Bürgermeister war, wie ich jetzt erfuhr. Mit seinem nüchternen Berichtsstil, voller Fakten auf das Naheliegende konzentriert, zog das Buch mich in seinen Bann. Hilfreich sind auch die Kommentare der Herausgeber, die an vielen Stellen Hintergrundinformationen geben. So erfuhr ich in Kürze das Wesentliche über Kindheit, Studium, Beruf und schließlich den Krieg aus der Sicht von Alfred Keck.

Alfred Keck berichtet auch über die anderen Völker und über die Verfolgung der Juden durch die Rumänen in Bukarest. Er betont sein Deutschtum, das ihn aber nicht

darin hindert, eine Stelle als beamteter Kreistierarzt im rumänischen Pogoanele, 90 km nördlich von Bukarest, anzutreten und bis zur Umsiedlung 1940 fern der Heimat unter Rumänen zu leben, mit kurzen Weihnachtsurlaube in Fürstenfeld. Die Begeisterung der Deutschen für den Nationalsozialismus kommentiert er skeptisch aus der Sicht der Rumänen: „... Hitler, der mit seinen Reden, in fortissimo, die edle deutsche Rasse hochtrabend über alle anderen stellte, was natürlich von den ganz nach Frankreich ausgerichteten Rumänen als unbegründete Prahlerie verhöhnt wurde.“ (S. 27)

Bei Kriegsbeginn 1939 wird Alfred Keck zum rumänischen Militär eingezogen und organisiert als Veterinär im Offiziersrang die Requirierung von Pferden, erfreut sich

eines bequemen Lebens fern der Front. Im Oktober 1940 bittet er um seine Entlassung, um sich der Umsiedlung der Bessarabiendeutschen in Galatz anzuschließen. Sein Ton wird knapp, als er von Lagerleben und Einbürgerung berichtet. Nur in Stichworten berichtet er von seinen Brüdern Artur und Paul Keck und dem 17-jährigen Neffen Paul Rösner, die zur SS gehen und im Russlandfeldzug fallen.

Alfred Keck wird gleich wieder als Tierarzt eingesetzt. Dienstverpflichtet kommt er nach Ostpreußen und wird dort, den Parteieintritt kann er vermeiden, im April 1943 zum Regierungsveterinärarzt ernannt. Gleich darauf erfolgt seine Einberufung zur Wehrmacht. Als ehemals rumänischer Offizier kommt er nach Belgien, nicht an die Ostfront wie die meisten seiner Gruppe. „... wurde neidvoll als Glückskind angesehen. Auf meine Frage, ob es im Osten, d.h. an der russischen Front so schlecht sei, hieß es: „Da können Sie keine Vorstellung haben“. Ausführlich berichtet er von seinem Kriegsglück, das ihn heil durch ganz Europa führt und erst endet, als er aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft an die Russen übergeben wird. „Wir marschierten fünf Tage lang, ohne Verpflegung, Übernachtung auf einem Acker, umstellt von Russen. ... habe selbst

gesehen, wie man gefangene Russen in Ostpreußen verhungern ließ. Habe gesehen, wie am Rande von Insterburg das Russenlager immer leerer wurde. Man ließ sie verhungern. ... Ich habe es gewagt an die Regierung in Gumbinnen zu schreiben, man möge erlauben [aus der Abdeckerei] das untauglich abgestempelte Fleisch – Abmagerung und keine Infektionskeime – dieses Fleisch an die Gefangenen auszuliefern. Bekam einen Verweis, es verstöße gegen das Fleischbeschaugesetz. So leerte sich so langsam das ganze Lager von den russischen Gefangenen. Diese Bilder der Schwebten mir vor. Was erwartete uns?“ – Doch Alfred Keck hatte wiederum Glück. Er überlebte, wurde nach drei Jahren aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen und ging zu seiner Familie nach Sulingen in Niedersachsen, wo er bald wieder Kreistierarzt war. Seine Lebenserinnerungen schrieb er als 85-Jähriger. Wie hätten die Kriegserinnerungen meines Onkel Emil ausgesehen? Auch er war früh aus amerikanischer Gefangenschaft zurückgekommen. Aber er erzählte immer nur kurz. Das meiste konnte man nicht sagen. Viel später wurde mir klar, dass es nicht nur das Leid ist, das verstummen lässt, sondern auch die Schuld. Mein Onkel ging 1940 als 17-Jähriger freiwillig zur Waffen-SS und

blieb sein Leben lang überzeugter Nazi. Im Krieg hat er „Juden gejagt“, wie mir seine Schwester, meine Mutter, voller Verachtung kurz vor ihrem Tod noch verriet. Ob das zur Sprache gekommen wäre, wenn wir wirklich seine Kriegserinnerungen aufgeschrieben hätten?

Mit Werner Heiland hatte ich einen kurzen Gedankenaustausch per E-Mail. Auf meine Frage, was ihn an den Lebenserinnerungen seines Onkels am meisten interessiert hatte, schrieb er den hier abgedruckten Artikel „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist“. Es ist eine Auseinandersetzung mit der Schuld des Einzelnen in einem verbrecherischen Regime. Nur die wenigsten hatten die Chance, auszuweichen. Wir sind es gewohnt, den Begriff der Kollektivschuld zurückzuweisen und nur persönliche Schuld gelten zu lassen. Diese aber war „fast unvermeidlich zwischen 1940 und 1945“, so Werner Heiland in einer persönlichen Mitteilung.

Die Kriegserinnerungen unserer bessarabiendeutschen Männer, die an einem verbrecherischen Krieg teilnehmen mussten, sind es wert, neu gelesen zu werden. In Zukunft sollen sie im Buchversand des Bessarabiendeutschen Vereins und im Mitteilungsblatt ihren Platz haben.

Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist

WERNER HEILAND und
TILDE HEILAND-KECK

Dieses Wort Jesu aus dem Neuen Testament bestimmte das Verhalten vieler Deutscher, auch deutscher Bessaraber, gegenüber ihrer jeweiligen Obrigkeit. Stillschweigend wurde vorausgesetzt, dass die Obrigkeit sich auch an Gottes Gesetz und Ordnung hielt. Als 1940 den deutschen Bessarabern die „Umsiedlung“ ins Reich angeboten wurde, konnten sie sich nicht vorstellen, einer Lüge von Verbrechern aufzusitzen. Als 1933 die Nationalsozialisten in Deutschland an die Macht gekommen waren, begann eine systematische Zerstörung des Rechtsstaates. In schneller Folge kamen Gesetze, Erlasse und neue Einrichtungen, die furchtbare Verbrechen verursachten: Ermächtigungsgesetz, Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, Gesetz zum Schutz der Erbgesundheit des deutschen Volkes, „Nürnberger Rassengesetze“, Gleichschaltung, Einrichtung der Konzentrationslager und der Volkserrichtshöfe, Schutzhaft usw. Die Folge waren Mord und Totschlag, Sterilisation, Enteignung, Berufsverbote, Vertreibung der Deutschen, die als „Juden“ diskriminiert wurden, ab 1939 Töten von 5000 Kindern, die als „lebensunwert“ oder als „unnötige

Esser“ bezeichnet wurden. Dieses Schicksal traf später auch die bessarabischen Bewohner des ehemaligen Alexander-Asyls. Ein deutliches Fanal war 1938 das Niederbrennen der deutschen Synagogen in einer deutschlandweit von der SA (Sturmabteilung) durchgeführten konzertierten Aktion. Daneben lief seit 1933 die Aufrüstung der deutschen Wehrmacht, die durch ungeheure Schulden und Raub fremden Vermögens finanziert wurde. Nur wenige Menschen in Deutschland hielten das nach den Erfahrungen des 1. Weltkrieges für möglich. Aber Hitler und der Generalstab planten den Überfall auf Polen und schließlich das „Unternehmen Barbarossa“. Diese Kriege führten zu weiteren schrecklichen Verbrechen, die durchaus vergleichbar sind mit der „Endlösung“ der Judenfrage. In Polen und in der Ukraine wurde brutal gemordet. Hinzu kam mit dem „Kommissarbefehl“ ein weiteres Verbrechen, die Ermordung kriegsgefangener Funktionäre der sowjetischen Partei und Armee. Daran war auch die Wehrmacht beteiligt. Nur wenige deutsche Offiziere haben diesen Befehl ignoriert. Das nützte nichts, in den Gefangenenlagern wurde die Erschießung nachgeholt. Dort wurden auch jüdische russische Gefangene aussortiert und ermordet. Einige Millionen russische Ge-

fangene verhungerten in den deutschen Lagern. Hier machten sich auch unsere Chargen der Wehrmacht schuldig. Sie waren oft das letzte Glied in der Befehlskette.

Zurück zur „Umsiedlung“. Nachdem die internierten Bessaraber in verschiedene Klassen einsortiert waren, wurde die oberste Kategorie nach Polen verfrachtet und dort auf Höfe gesetzt, von denen die Besitzer kurz zuvor vertrieben waren. So wurden die Bessaraber nolens volens Mitschuldige und zugleich Opfer des Systems. Die jungen Männer, später auch die Älteren, wurden eingezogen und starben an der Front. Im Heimatbuch der Bessarabiendeutschen sind viele von ihnen verzeichnet. Die Überlebenden haben selten erzählt und litten oft unter Albträumen. Viele waren auch verstümmelt. Diese Schicksale konnte keiner 1940 vorhersehen. Die Witwen und Waisen erwartete 1945 die Flucht nach dem Westen oder die Verschleppung nach Kasachstan. Insgesamt ging 1940 eine reiche deutsche Kultur und Sprache verloren. Zu dieser Kategorie von Verbrechen gehört auch das Schicksal anderer deutscher Volksgruppen, Ostpreußen, Schlesier, Wolgadeutsche und zu allerförderst die ostjüdische Bevölkerung mit ihrer reichen Kultur und der schönen jiddischen Sprache.

Ein vielseitiger Pferdewagen

Auf dem Titel unserer Juli-Ausgabe konnten Sie unseren Pferdewagen bewundern, für den sich im Heimathaus die Bezeichnung „Harbiewagen“ eingebürgert hat. Diese Bezeichnung ist allerdings nicht ganz richtig, wie wir aus vielen Leser-Zuschriften erfahren haben. Tatsächlich hat dieser Pferdewagen viele verschiedene Verwendungszwecke. In der ausgestellten und auf dem Titel abgebildeten Form handelt es sich um einen Trog- oder Kastenwagen. Mit aufgestecktem Sitzbrett war er zur Personenbeförderung geeignet. Zu einem Harbiewagen wurde das Gefährt, indem die umlaufenden Seitenteile abmontiert und gegen ein luftiges Gestänge ausgetauscht wurden. Vielen Dank an alle, die uns auf diese Ungenauigkeit hingewiesen und detaillierte Beschreibungen dieses bessarabischen Vielzweck-Pferdewagens zugesandt haben. *Die Redaktion*

So sieht der Pferdewagen umgebaut zum Harbiewagen aus. Das größere Raumvolumen erlaubte es, den Ernteschnitt zum Dreschplatz auf dem heimischen Hof zu fahren. Bildquelle: Krasna-Photo-Collection.de



Aus dem Museum

Schröpfgläser und Schröpfen

EVA HÖLLWARTH

In den Glasvitrinen des Museums befinden sich Schröpfgläser aus Bessarabien, genannt „Banki“, sowie Exponate aus der Dobrudscha, genannt „Venutza“. Über diese Gläser will ich heute berichten, die in der Naturheilkunde in Bessarabien und in der Dobrudscha eine große Rolle spielten. Kleine Gläser auf der Haut sollen mittels Unterdruck Verspannungen lösen und Schmerzen lindern. Das Verfahren ist seit Tausenden von Jahren bekannt. Eindeutige wissenschaftliche Beweise für die Wirksamkeit gibt es nicht.

Ziel beim Schröpfen ist es, schädliche oder krankmachende Stoffe aus dem Körper zu entfernen. Dazu kommen kleine Gefäße aus Glas zum Einsatz.

Schröpftherapien fanden vermutlich bereits vor rund 5300 Jahren in Mesopotamien statt. Und im alten Griechenland

war die Methode so beliebt und anerkannt, dass Schröpfgläser die ärztliche Kunst symbolisierten. Aber auch im Mittelalter wurde das Schröpfen von Badern, man bezeichnete sie als „Ärzte der kleinen Leute, die sich keinen Rat bei studierten Ärzten leisten konnten“, angewandt.

Die Menschen im europäischen Kulturkreis erklärten sich die Wirkung im Sinne der Säftelehre: Durch die aufgelegten Gläser sollte bei Kranken das gestörte Gleichgewicht der Körperflüssigkeiten und damit die Gesundheit wiederhergestellt werden. In China glaubte man, jemand werde krank, wenn sein Blut und die Lebensenergie Qi nicht mehr frei fließen können.

Schröpfen (lateinisch *ventosatio*) als lokales Blutsaugen ist ein traditionelles Therapieverfahren, bei dem auf einem begrenzten Hautareal ein Unterdruck

aufgebracht wird. Auch heute noch wird in der Alternativmedizin das Schröpfen angewandt.

Im Internet, in verschiedenen Gesundheitsratgebern habe ich mich über das Schröpfen kundig gemacht, aber nirgends fand ich es so gut und einleuchtend erklärt wie im Kochbuch „Die Küche der dobrudschadeutschen Bäuerin“ auf Seite 337:

„Ein sehr gutes Hausmittel gegen Gliederreißen, Erkältung und auch Hexenschuss war das „Gläsersetzen“ (Ventuse). Die Gläser hatten am oberen Ende einen kurzen Hals mit einem kleinen Wulst. Nach unten weitete sich der Hals und bildet einen Bauch. Sie waren etwa 8 cm hoch und das Wulstende hatte einen Durchmesser von 4–5 cm. Ein Wattebausch wurde an das Ende eines Stäbchens gedreht, das man in Brennspritus oder 60prozentigen Schnaps tauchte, anzündete, kurz durch das Setzglas strich und dieses dann ganz rasch auf die erkrankte Körperpartie stülpte. Man konnte bis zu 12 Ventuse setzen und zwar auf die beiden Schultern, Nacken und Hüften. Meistens genügten 8 Gläser. Dann deckte man sie gut zu und ließ sie etwa 20–30 Minuten ziehen, wenn es der Patient ausbielt. Die Gläser saugten sich im Nu fest und zogen sich halbvoll von der Körperpartie. Das war sehr befriedigend und Erfolg versprechend. Manche färbten sich ganz dunkelblau oder braun und zeigten dadurch an, dass die Erkältung im Körper sehr schlimm ist. Beim Abnehmen der Setzgläser musste man sehr vorsichtig umgehen, denn es war schmerzhaft. Mit der rechten Hand fasste man das Setzglas an und mit den Fingern der linken Hand half man sachte nach, dass es sich an einer Stelle löste und etwas Luft durchließ. Nachdem alle Gläser abgenommen waren, sah der Rücken etwas erschreckend aus mit seinen großen, runden, blauen und rötlichen Flecken. Schnell wurde mit der Hand etwas Franzbranntwein kurz darüber gestrichen, mit ein wenig Schmalz eingefettet und warm zugedeckt. Es kam vor, dass man das Gläsersetzen nach ein paar Tagen wiederholen musste. Es half aber immer.“

Es beeindruckt immer wieder, wie gut die Leute in Bessarabien und in der Dobrudscha in der alternativen Heilkunde Bescheid wussten.



Schröpfgläser in verschiedenen Größen finden sich im Heimatmuseum



In Bessarabien und der Dobrudscha war das Schröpfen eine bekannte Behandlungsmethode

Jüdisches Gemeindeleben in Sarata



WOLDEMAR MAMMEL

Seit Januar 2021 erscheint jeden Monat im Mitteilungsblatt ein Beitrag über das Zusammenleben von Deutschen und Juden in bessarabischen Dörfern. Bisher standen die Marktgemeinden Tarutino und Arzis im Mittelpunkt. Aber auch in Sarata fand wöchentlich ein Markt statt, was für viele jüdische Händler ausschlaggebend war, sich dort niederzulassen. 1924 zählte man 22 jüdische Geschäfte, und 1930 lebten 316 Juden in Sarata bei einer Gesamtzahl von 2661 Einwohnern (Quelle: JewishGen, Bessarabia SIG).

Die von jüdischen Mitbürgern geschilderten Stimmungsbilder in den vergangenen Beiträgen vermitteln uns eigentlich ein harmonisches Nebeneinander beider Gruppen. Zumindest in Tarutino und auch in Arzis.

Die Schilderungen über Sarata, die ich in den 1960er Jahren von meiner Verwandtschaft mitbekommen habe, klangen allerdings völlig anders:

Juden seien hauptsächlich in rumänischer Zeit nach Sarata zugezogen, obwohl sie bei der deutschen Bevölkerung überhaupt nicht beliebt gewesen seien.

Allgemein galt die Parole, Juden keine Grundstücke zu verkaufen. Dennoch konnten die Sarataer Juden am südlichen Ende nahe bei der Bahn einen Bauplatz von deutschen Bauern bekommen, um dort ihre Synagoge zu errichten.

Da die rumänische Verwaltung allen Bürgern Zugang zu den öffentlichen Ämtern garantierte, gelang es auch einem Juden, in den Gemeinderat gewählt zu werden.

Das hat vielen Deutschen in Sarata gar nicht gepasst. Als die antisemitische Partei der Cuzisten in Rumänien an die

Macht kam, wurde der Gemeinderat aufgelöst und Neuwahlen durchgeführt.

Was war in Sarata anders als in Tarutino? Ich vermute, dass der zeitliche Ablauf der Begegnung dieser beiden Nationalitäten eine wichtige Rolle gespielt hat. In Tarutino hat sich offensichtlich im Laufe vieler Jahrzehnte das Zusammenleben zwischen Juden und Deutschen ganz allmählich entwickeln können. In Sarata sind Juden relativ spät, nämlich zwischen den beiden Weltkriegen, in größerer Zahl zugezogen. Wirkte das vielleicht bedrohlich auf die alteingesessenen Deutschen?

Wie bedrohlich die Deutschen auf die Juden eingewirkt haben, das erfahren wir am Schluss des folgenden Beitrags von dem Sarataer Juden **Zvi Schächter**, der im Yizkor Gedenkbuch (Tel Aviv 1983) beschreibt, wie er diese schwierige Zeit in seiner Heimatgemeinde erlebt hat.

Sarata

ZVI SCHÄCHTER

Übersetzung:

vom Hebräischen ins Englische:

JOCHEVED KLAUSNER

vom Englischen ins Deutsche:

UWE QUELLMANN

Sarata war umringt von weiten grünen Feldern mit Weizen und Mais, die sich bis zum Horizont erstreckten. Blühende Obstbäume entlang der Brücke – einem Treffpunkt für die Jugend und für junge Paare, welche die bezaubernde Landschaft um den kleinen Hügel und den Geruch von Heu und frischgepflügten Feldern genossen.

Die Stadt lag in der Nähe der Bahnstation und zwischen deutschen Bauern lebten jüdische Bürger. Sie war umringt von russischen, bulgarischen und rumänischen Dörfern.

Die jüdische Ansiedlung in Sarata begann während der Pogrome [russisch: gewaltsame Ausschreitungen] von 1905; die ersten Juden, die sich hier ansiedelten, waren Flüchtlinge, die dem Pogrom entkamen, welches in Akkerman und in Farmacia wütete, und auf ihrer Flucht Sarata erreichten.

Die ansässigen deutschen Bauern weigerten sich, Juden aufzunehmen. Die vor dem Pogrom Geflohenen wandten sich an das Komitee der Kischinjewer Juden und auf dessen Einspruch schritten die Behörden ein. Die deutschen Siedler erhielten Anweisung, den Juden das Ansiedeln im Dorf zu erlauben.

Die deutschen Bewohner waren wohlhabend, mit ausgedehntem landwirtschaftlichem Besitz. Die Häuser, ca. 400 an der Zahl, waren in schönem ländlichem Stil erbaut, umgeben von großen Hausgärten. Jeder Hof hatte einen Brunnen und das Wasser wurde mit einer Pumpe hochgezogen. Im Hof gab es einen Hühnerstall, einen Kuhstall, einen Stall für die Pferde, Pferche für die Schafe und ebenfalls große Heuschuber.

Die Nachbardörfer brachten ihre Agrarprodukte auf den örtlichen Markt, wo die Geschäfte hauptsächlich Juden gehörten.

Die Hauptstraßen im Dorf waren schmutzig. Während der Herbstregen verwandelte sich der schwere Dreck in schmierigen Schlamm und es passierte oft, dass ein Schuh oder eine Galosche tief im Schlamm steckenblieb. An manchen Stellen allerdings gab es Gehwege aus Stein.

Die Sarataer Juden waren ehrbare Arbeiter, gesund an Körper und Geist und voller nationaler Gefühle [gemeint ist die Vision von der „Nationalen Heimstätte“ der Juden in Israel/Palästina]. Das Leben in der Stadt, im landwirtschaftlich geprägten Umfeld, steigerte ihre nationale Sehnsucht. Denn das Land Israel verbanden diese Juden mit der Vorstellung von harter bäuerlicher Arbeit. Und das konnten sie hier, in ihrer nächsten Nachbarschaft, genau beobachten.

Einhundert und fünfzig jüdische Familien lebten in Sarata, in gemieteten Häusern; nur wenige von ihnen besaßen ihren Wohnsitz. Die deutschen Einwohner vermieden es, Häuser oder Land an Juden zu

verkaufen; sie wollten die Tatsache, dass Fremde unter ihnen lebten und Eigentum besaßen, nicht akzeptieren.

Ab dem Jahr 1923 nahm die jüdische Ansiedlung zu. Viele Juden aus der näheren Umgebung wurden in der jüdischen Dorfgemeinschaft akzeptiert und blieben. Sie fühlten sich willkommen von der warmen, herzlichen jüdischen Atmosphäre, die unter den jüdischen Familien in Sarata herrschte.

Die meisten der Sarataer Juden verdienten ihren Lebensunterhalt mit Handel und mit Arbeiten im Zusammenhang mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Seit dem Jahr 1935 nahm die Anzahl der Juden in der Stadt täglich zu. Jüdische Familien aus den Nachbardörfern kamen hinzu und jüdische Händler aus Kischinjew und anderen Städten kamen, um Agrarerzeugnisse zu kaufen, welche dann zum Teil exportiert wurden.

Sarata und seine Umgebung waren ein bedeutendes Zentrum für Getreide, Milchprodukte, Fleisch, Eier, Wolle und Leder. Es war auch ein Verwaltungszentrum; es hatte ein Friedensgericht, ein Steueramt und andere Einrichtungen.

Der Marktplatz war in der Mitte der Stadt, und drum herum die Geschäfte für den täglichen Bedarf der Bauern: Magazine für Holz- und Metallwaren, koschere Metzgereien, Bäckereien, Kaffeehäuser, Lebensmittelgeschäfte und Läden, welche Textilien verkauften, Baumaterial, Haushaltswaren, usw. Die meisten dieser Geschäfte waren aus Stein; manche davon auch nur getünchte Schuppen.

Einmal in der Woche war „Markt“ – der offizielle Markttag. Aus den Nachbardörfern kamen viele Bauern, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen und ihren Eigenbedarf zu decken.

Extrastände wurden bereitgehalten auf dem Marktplatz für die jüdischen Händler aus den Nachbardörfern, welche kamen, um ihre Waren zu verkaufen, meist Textilien und Kurzwaren.

Der Markt wurde auf dem Marktplatz und den umliegenden Straßen abgehalten. Wir hatten einen Freund, der Kurzwaren verkaufte; und über viele Jahre kam er einen Tag vor dem Markttag zu unserem Haus, packte seine Waren aus den Behältern, und unsere Familienmitglieder halfen beim Aussortieren und arrangierten sie sorgfältig, fertig für den Markt – Trittstufen, oder Käbme, Nadeln usw. Einer unserer Verwandten kam früher alle zehn Tage, um Tabak zu verkaufen, obwohl Tabak staatliche Monopolware war.

Viele von ihnen handelten mit Weizen – sie lagerten den Weizen in einem Speicher bis sie eine ausreichende Menge zum Verladen hatten.

Das Zentrum des Vertriebs war die Bahnstation. Viele fanden dort ein beträchtliches Auskommen. Es war eine permanente Bewegung von Aktivität und Betriebsamkeit. Jüdische Makler mieteten die Speicher der Bahnstation und erhielten den von den Händlern verschifften Weizen. Sie verluden dann auch die Ware auf die Schienenfahrzeuge und schickten diese an ihre Bestimmungsorte.

Viele der Einwohner waren beschäftigt, indem sie das Korn mit Pferdefuhrwerken zu den Speichern am Bahnhof brachten. Das war harte Arbeit, aber es lohnte sich. Es gab auch Hausierer, welche Erzeugnisse einkauften, wie z.B. Leder und Haustiere aus den benachbarten Dörfern, und die Ware dann an Großhändler weiterverkauften. Einige der Hausierer handelten in Textilien und Kurzwaren, andere verkauften Nähmaschinen.

Spezielle Vertreter reisten mit der Bahn hin und zurück und kümmerten sich um die geschäftlichen Beziehungen mit Kischinjew und anderen Städten. Ihre Rolle war es, eilige Briefe und wichtige Bestellungen der diversen Geschäfte weiterzuleiten und fehlende Artikel zu bringen oder umzutauschen. Auf ihrem Weg in die Stadt brachten sie lokale landwirtschaftliche Erzeugnisse mit – Butter, gebratene Gänse und Salami – um sie dann in der Stadt zu verkaufen. Sie transportierten ihre Ware in Päckchen und wurden daher „Päckchenvertreter“ genannt. Während der Zugfahrt waren sie sehr aufmerksam, passten auf, dass keines der Päckchen gestohlen wurde. Jedermann erkannte die Päckchenreisenden und viele Juden gesellten sich zu ihnen im Zug und

machten so aus der Zugfahrt eine angenehme Zusammenkunft, gewürzt mit Geschichten und Witzen.

Die jüdische Gemeinschaft

Da die jüdische Bevölkerung anwuchs, begann sich die Gemeinde zu entwickeln. Juden aus den benachbarten Dörfern kamen nach Sarata, wo es leichter war, ein Auskommen zu haben. Ab dem Jahr 1923 wuchs das Bedürfnis nach religiösen und erzieherischen Einrichtungen. Eine gemietete Wohnung im Zentrum der Stadt diente als Gebetshaus während der Wochentage. Sie war jedoch zu klein für die Feiertagsgebete; für die „Tage der Ehrfurcht“ [zehn Tage der „Umkehr“ vom Neujahrsfest Rosch ha Schana bis zum Versöhnungstag Jom Kippur] und andere Feiertage mieteten sie ein großes Lagerhaus.

Sie fingen an zu planen, eine Synagoge für die Feiertage zu bauen, welche das restliche Jahr über als Stätte für Versammlungen und kulturelle Veranstaltungen dienen würde. Unter den Aktivisten waren Nachman Altman, der Gabbai [Synagogenvorstand] und Melech Lublinski. Sie kauften ein Grundstück in jüdischer Nachbarschaft in der Innenstadt, und der Bau begann. Geplant war ein großes Gebäude, aber die Mittel reichten nur für das Hochziehen der Wände, und die Konstruktion blieb mehrere Jahre ohne Dach. Man befürchtete, dass Regen und Wind sie zerstören würden.

Einige Jahre später wurde dieses „Haus des Volkes“ (Bet ha Am) fertiggestellt und diente als Synagoge während der Hohen Feiertage. Das ganze Jahr über fanden kulturelle und zionistische Aktivitäten dort statt, ebenfalls Gemeindeversammlungen, Festivals, Theaterstücke, Wahlen für den Ausschuss und für die Zionistenkongresse, Vorträge von zionistischen Abgeordneten und Treffen der Jugendbewegungen. Auch Theatergruppen in Jiddisch führten ihre Stücke in diesen Räumen auf. Im Zentrum der Stadt behielt man die gemietete Wohnung, die an Werktagen als Synagoge und als Hebräisch-Schule für die Stadtkinder diente. Die Gemeinde hatte einen rituellen Schlachter (Schochet), der auch als Kantor an den Hohen Festtagen auftrat. Unser Schochet war Chaim Baruch; nachdem er krank wurde, nahmen andere seinen Platz ein.

Erziehungswesen

Die Sarataer Juden investierten große Anstrengungen in die Erziehung ihrer Kinder im Geiste des nationalen Judentums. Sie stellten Lehrer ein, welche dauerhaft in der angemieteten Wohnung am Marktplatz der Stadt tätig waren.

Die Lehrer machten sich große Mühe, den Kindern die Grundelemente jüdischer Bräuche und der hebräischen Sprache beizubringen; Lesen und Schreiben und die Vorbereitung auf die Bar Mizwa. In manchen Zeiten hatte die Stadt auch einen Kindergarten, für die Vorschulkinder. Die Unterstützung vonseiten der Gemeinde war jedoch begrenzt; einige der Eltern stellten Privatlehrer an, auf eigene Kosten. Die Lehrer waren voll nationalen Geistes und arbeiteten hart, trotz der geringen Bezahlung, weil sie ihre Arbeit als nationale Mission ansahen. Einige Eltern hatten finanzielle Schwierigkeiten – und dennoch schickten sie ihre Kinder in die „Tarbut“ – Hebräisch-Hochschulen nach Akkerman und Kischinjew.

Die Bücherei

In vielen Haushalten konnte man private Bibliotheken in Russisch, Jiddisch und Hebräisch finden. Wer auch immer ein Buch lesen wollte – konnte es auch finden. Im Jahr 1933 gründete der Gemeindeausschuss für Kultur auf Ersuchen der Leser eine öffentliche Bibliothek. Zuerst war sie im Haus von Frau Chefetz eingerichtet, einer klugen und gebildeten Frau, die als Bibliothekarin in ihrer eigenen Wohnung fungierte. Später wurde die Bücherei ins „Haus des Volkes“ verlegt. Die Bibliothekare waren Ehrenamtliche, junge Mädchen aus den Jugendbewegungen Beitar und Gordonia. Sie waren fleißige und aufopferungsvolle Arbeiterinnen.

Der Frauenausschuss

Das Damen-Komitee war die Organisation der Frauen, die alle Frauen der Stadt umfasste und alle sozialen und nationalen Projekte in der Stadt unterstützte: Feste organisieren, Hausbesuche, um Spenden für den JNF [Jüdischer Nationalfonds – Keren Kayemed LeIsrael, Israels älteste und größte Umweltorganisation; Anm. d. Red.] zu sammeln oder für die Wohlfahrt, verborgene Wohltätigkeit („matan base-ter“) etc. Ihre Hilfe war auch bei den anderen Gemeindeaktivitäten zu spüren, besonders in den Bereichen Kultur und Erziehung.

Unter den aktiven Frauen waren: Frau Bat Schewa Gertzberg, Fr. Allensohn, Fr. Krasnow, Fr. Feldman.

Die Gemeinde war verantwortlich für religiöse Angelegenheiten, koscheres Schlachten, die Instandhaltung des „Bet ha Am“ [Haus des Volkes], Unterstützung der Bedürftigen. Ihre Geldmittel erhielt sie von den „Töpfen“ (Kearot), welche an Jom Kippur in den Synagogen aufgestellt waren und wo jeder Jude die ihm von der Gemeinde auferlegte Summe Geldes, entsprechend seinen Mitteln, hineinlegte. Die

Aktiven der Gemeinde waren: Chaim Chefez, G. Feldman, M. Chassid, Lublinski, A. Schächter, N. Altman. N. Altman wurde zum Gabbai der Synagoge gewählt.

Unterhaltung

Eine Schauspielgruppe, welche den musischen Teil der Gemeindefeste gestaltete, war mit der Hilfe des Frauenkomitees rühmig in der Stadt. Der Erlös der Vorstellungen wurde der Wohlfahrt und kulturellen Bedürfnissen gewidmet. Manche der Festlichkeiten und Gesellschaften spendeten ihren Erlös dem JNF. Alle Sarataer Juden kamen, um die Vorstellungen zu sehen. Dies war auch eine Gelegenheit, die neueste Kleidermode vorzuführen. Üblicherweise gab es auch eine Tombola und die Portionen waren reichlich und köstlich – alles zubereitet vom Frauenausschuss. Die Besucher waren entzückt und die Stimmung freudig; Manchmal schlossen sich die Zuschauer den Künstlern beim Singen und Tanzen an. Es gab auch literarische Diskussionen und Debatten zu den verschiedenen Stücken.

Antisemitismus

Bereits zu Beginn der 30er machten sich in Sarata Neid und Hass auf Juden bemerkbar. Die ansässigen Deutschen waren diesbezüglich sehr aktiv, hatten engen und beständigen Kontakt mit Berlin und verbreiteten ihr antisemitisches Gift. Die Stadt, in welcher redliche und wohlhabende Deutsche gelebt hatten, verwandelte sich in eine Schlangengrube aus wildem Hass auf Juden. Die Sarataer Deutschen übernahmen vollkommen das Hitlertum. Seit 1933 zeigte der Boykott eine deutliche Wirkung, welcher die Enteignung der Juden anstrebte und ihrem wirtschaftlichen Rang Schaden zufügen sollte. Es wurde eine fortwährende Propaganda betrieben, welche die deutsche Bevölkerung und die anderen Minoritäten nötigen sollte, nicht in den jüdischen Geschäften einzukaufen. Diese Propaganda wurde begleitet von den alltäglichen Schmähungen und Kränkungen durch die Nazis. Die Deutschen eröffneten, mit finanzieller Hilfe, Geschäfte in allen Handelsbereichen. Sie wiegelten die Bauern in den

umliegenden Ortschaften auf und der Hass nahm von Tag zu Tag zu. Einer der Nazi-Aktivisten, welcher Zahnmedizin in Deutschland studiert hatte, trug eine Nazi-Uniform und lief von einem Laden zum anderen, um dort üble Nazipropaganda und Hass zu verbreiten.

Die deutsche Jugend trug ebenfalls Kleidung in der Art einer Nazi-Uniform. Sie war organisiert in einer Vereinigung mit dem Namen „Der gute Kamerad“ – aber in ihren Werken waren sie weit entfernt von der Bedeutung von „gut“. Einmal hatten sie einen kleinen jüdischen Jungen festgehalten und ihn gezwungen, zu salutieren und mit lauter Stimme den Hitlergruß zu verkünden. Sie warfen auch oft Steine in die Fenster der Synagoge, ins „Haus des Volkes“ oder auf dem Markt, um die Scheiben zu zerstören.

Auch die Landwirte in den umliegenden Ortschaften betrieben wilde, antisemitische Propaganda und Aufwiegelung und hinderten Nichtjuden am Betreten jüdischer Geschäfte. Die Sarataer Juden sahen der bitteren Realität offen ins Gesicht. Sie schärften ihre Messer, auf das Schlimmste gefasst.

Von Bessarabien über Deutschland bis nach Israel

MARTHA BETZ

Der Artikel „Jiddische Spuren in Bessarabien“ von Arnulf Baumann in der Juni-Ausgabe hat mich ermutigt, diesbezüglich auch über meine Erlebnisse zu schreiben. Nun gehöre ich als Nachkriegskind nicht zur „Erlebnisergeneration“, doch die Spuren dieser Geschichte haben mich geprägt und meine Entscheidungen an Wegkreuzungen meines Lebens in bestimmte Richtungen gelenkt.

Der Bogen meiner Geschichte spannt sich von Bessarabien über Deutschland bis nach Israel.

Meine Oma Leontine zog mit ihrer Familie 1921 von Beresina nach Hantscheshti [Hîncești] in der Nähe von Kischinew [Chișinău]. Hantscheshti war ein Marktflecken mit über 6000 Einwohnern, darunter lebten zeitweise 153 bis 188 Deutsche. Ein Viertel der Stadtbevölkerung waren Juden.

In Hantscheshti lebte meine Oma in direkter Nachbarschaft mit Juden, die hauptsächlich jiddisch sprachen. Ihre zwei ältesten Töchter waren Hausangestellte bei jüdischen Familien in Kischinew und Hantscheshti. Es gab auch einen jüdischen Kaufmann, bei dem meine Oma öfter einkaufte, der Lachmann hieß. Mein Vater konnte schon als Kind sehr gut Kopfrechnen und Kaufmann Lachmann staunte immer wieder, dass der kleine Knirps schneller war als die Rechenma-



Hantscheshti

schine. Immer wieder stellte er meinen Vater auf die „Rechen-Probe“. Lachmann mochte meinen Vater und mein Vater liebte Lachmanns Humor.

Als meine Oma sich Anfang der 60er Jahre ein Radiogerät kaufte, hörte sie unter anderem einen Pariser Sender, der in Jiddischer Sprache gesendet wurde. Magisch angezogen saß ich zu Omas Füßen und lauschte dieser Sprache und den melancholischen Klängen der Lieder. Ich lernte von Oma, dass Jiddisch eine Mischung aus hebräischen, slawischen und vielen schwäbischen Elementen ist. Meine Oma hatte eine große Sehnsucht. Da sie eine sehr gläubige Frau war, wollte sie gerne nach Israel, um dort auf Jesu Spuren zu wandeln. Aber sie fühlte sich einfach zu alt für diese Reise. Sie starb nach dreijähriger Krankheit als ich 17 Jahre alt war.

Omas Traum wurde mein Traum. Eineinhalb Jahre nach ihrem Tod erfuhr ich von

„Aktion Sühnezeichen“, einer Organisation, die deutschen Jugendlichen ermöglichte, im Rahmen einer Wiedergutmachung unentgeltlich auf einem Kibbuz tätig zu sein. So kam ich nach Israel und arbeitete auf einem Kibbuz. Dort begegnete mir neben der hebräischen auch die jiddische Sprache, die vor allem von älteren Personen untereinander gesprochen wurde. Ich verstand fast alles was sie sagten.

Im Kibbuz wohnte ich mit ca. 30 Deutschen zusammen, die nach Geschlechtern getrennt in zwei Häusern lebten. Wir arbeiteten in verschiedenen Arbeitsbereichen, von der Küche, über Bäckerei, Kinderhaus, Töpferei und Landwirtschaft, bei der Ernte oder beim Bewässerungsleitungen verlegen. Unter den Deutschen waren interessante Menschen, unter anderem eine junge Dame, die später Bundesministerin für Bildung und Forschung war. Auch ein Künstler fiel mir auf, der in der Jerusalemer Kunstgalerie seine Bilder ausstellte und über den die „Jerusalem Post“ umfangreich berichtete. Nach dem Kibbuz-Einsatz blieb ich mit ihm in Briefkontakt. Den jungen Mann zog es kurz darauf wieder nach Israel. Er hatte eine Anstellung in einem Architekturbüro als Modelbauer bekommen und wollte in Israel bleiben. Doch dann kam der Jom-Kippur-Krieg im Oktober 1973. In einer dramatischen Aktion mussten alle Deutsche das Land verlassen, ohne Gepäck und in Begleitung von Jagdbombern.



Meine Oma und ich

Nach seiner Rückkehr verlobten wir uns und heirateten eineinhalb Jahre später. Unsere Hochzeitreise führte uns nach Israel. Inzwischen sind wir 46 Jahre verheiratet.

In all den Jahren wollte ich Israel wieder besuchen. Im Mai 2014 konnte ich mit



Mein Ehemann und ich

meiner Freundin die langersehnte Reise nach Israel unternehmen.

Drei Monate später war ich mit einer kleinen Delegation von Mitarbeitern des Bessarabiendeutschen Vereins in Bessarabien zur 200-Jahr-Feier von Tarutino. Der Flug ging von Frankfurt über Kiew nach Kischinew [Chişinău]. Auf dem kurzen Flug von Kiew nach Kischinew saß ich

eingeklemmt zwischen einer russischen Zeitung und einer englischen Zeitschrift. Da ich etwas von der Landschaft unter mir sehen wollte, versuchte ich über die englische Zeitschrift hinweg aus dem Fenster zu schauen. Die Dame hinter der Zeitschrift sprach mich auf Russisch an. Ich antwortete ihr auf Englisch, dass ich Deutsche sei und kein Russisch könne. So kamen wir ins Gespräch. Sie erzählte mir, dass sie in St. Petersburg geboren sei und in Tel Aviv lebe. Ihr Name war Olga. Sie sei Jüdin und Lehrerin für Geschichte und Jüdische Tradition. Olga wurde von einer israelischen Organisation geschickt, um in einer Kischinewer Schule jüdische Kinder mit der jüdischen Tradition und Geschichte bekanntzumachen. Ich erzählte ihr, dass ich Israel kenne, dort in jungen Jahren gearbeitet habe und erst vor kurzem wieder dort war. Wir kamen auch auf den Holocaust zu sprechen. Sie wollte wissen, ob meine Generation in der Schule darüber unterrichtet worden war. Ich erzählte ihr, dass wir davon erfahren hätten, und dass mein Prüfungsreferat in Geschichte genau dieses Thema beinhaltet hatte. So verging die Flugzeit wie im Nu. Nach der Landung umarmte sie mich herzlich und bedankte sich für das Gespräch. Gerne wäre ich mit Olga in Kontakt geblieben. Leider haben wir im Eifer des Gefechts keine Kontaktdaten ausgetauscht. Doch wer weiß, vielleicht begegnen wir uns wieder?!

Trotz Elend und Leid: Ein reiches und erfülltes Leben

Die Lebensgeschichte von Ottomar Schüler – Teil 3

Teil 2 finden Sie im Mitteilungsblatt 07-21, S. 24 f.

OTTMAR SCHÜLER
aufgeschrieben von HEDWIG SEIBT

Die Geschichte ist erschienen auf:
www.ludwigsbuergerinnen-erzaehlen.jimdo.com,
Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

Aussiedlung nach Deutschland

Im Jahre 1959 war wegen des schlechten Wetters und einer verspäteten Aussaat die Ernte von 200 Hektar verdorben und mir drohten zehn Jahre Zuchthaus. Da nahm ich allen Mut zusammen und reiste mit Mutter in die nächste Kreisstadt Karaganda und fragte nach den lange beantragten Ausreisepapieren. Seit dem Besuch des Bundeskanzlers Konrad Adenauer 1955 in der Sowjetunion hatte ich immer wieder, wie viele andere Deutsche, Ausreiseträger gestellt.

Ich saß also mit Mutter im Gebäude des NKWD (Geheimdienstes) mit vielen anderen Menschen, die auf eine Ausreisegenehmigung hofften. Da ging die Tür auf und der zuständige Herr rief in die Menge: „Es gibt keine Genehmigungen zur Ausreise!“ Viele Menschen fingen an zu weinen und verließen hoffnungslos das Gebäude. Doch ich blieb sitzen, obwohl meine Mutter mich drängte, auch zu gehen, aus Angst, dass sie mich einsperren. Ich stand auf, klopfte an die Tür, einmal, zweimal, und als ich keine Antwort erhielt, öffnete ich die Tür, trat ein und sprach ohne Akzent auf Russisch: „Ich hab' keine Zeit, Herr Capitanow, ich muss meine Ernte einbringen.“ Der Chef wusste nicht, wen er vor sich hatte. „Wie ist ihr Familienname?“ fragte er. Ich sagte: „Schiller“, denn der Dichter ist in Russland bekannt. „So, Schiller“ sagte er, ging zu einer Schublade und holte die Papiere raus. „Ihre Papiere sind schon lange fertig!“ Ich war völlig sprachlos, fing an zu zittern. „Wo bleibt Ihre Courage?“ fragte der Capitanow. „Ich sage Ihnen jetzt, was zu tun ist.“ Und dann informiert er mich

über die weiteren Schritte. Noch völlig benommen ging ich nach draußen zu Mutter und sagte: „Mama, wir fahren heim.“ „Damit macht man keinen Spaß“, entgegnete Mutter und konnte es auch kaum fassen. Als ich nach Hause kam, war meine Frau gerade dabei, den Boden unserer Lehmhütte mit Kuhmist zu reinigen. Ich sagte zu ihr: „Die Arbeit brauchst du nun nicht mehr zu machen, wir fahren nach Deutschland.“ Auch sie war zuerst überrascht und sprachlos, doch die freudige Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Ort. In kurzer Zeit war unser Haus voll mit Menschen, die sich mit uns freuten. Innerhalb von drei Tagen hatten wir unsere Sachen gepackt. Was wir nicht brauchen konnten, haben wir verschenkt, die Tiere wurden verkauft. Dann flogen wir von Karaganda nach Moskau und von dort ging es mit dem Zug weiter nach Deutschland, ins Lager Friedland. Dort

musste ich mich die erste Zeit immer wieder versichern, dass wir tatsächlich in Deutschland sind, denn die Ängste aus den langen Jahren unter sowjetischer Herrschaft suchten mich noch heim. Vater kam aus Lüneburg, wo er inzwischen wohnte, und sah nach über 18 Jahren seine Familie endlich wieder, die er lange Jahre für tot gehalten hatte. Leider fanden meine Eltern durch die Zeit der Trennung nicht mehr zueinander und Vater lebte bis zu seinem Tod in Lüneburg.

Neue Heimat in Ludwigsburg

Noch im gleichen Jahr kamen wir mit Hilfe von Bekannten und Verwandten aus Seimeny, die in Ludwigsburg lebten, in diese Stadt, die auch seit 1955 eine Patenschaft mit unserem alten Heimatdorf in Bessarabien unterhält. Zuerst wohnten wir ein halbes Jahr in der Nähstube eines Altenwohnheimes in der Talstraße, zu fünft in einem Zimmer, bis die Wohnung in Eglosheim fertig gestellt war. Das Essen bekamen wir in dieser Zeit aus der Kantine des Altenheimes.

Zwei weitere Kinder kamen 1960 und 1963 zur Welt, Waltraut und Werner.

Bei den Stadtwerken fing ich als Kraftfahrer an und arbeitete dort bis zur Pensionierung im Jahre 1994. Da ich schon immer ein offenes Ohr für meine Kolleginnen und Kollegen hatte, wurde ich 1965 in den Personalrat und 1975 nach der Umwandlung der Stadtwerke in eine GmbH sogar zum Vorsitzenden des Betriebsrates gewählt, ohne frei gestellt zu werden, weil der Betrieb unter 300 Beschäftigte hatte. Ich bin schon immer ein aktiver und umtriebiger Mensch gewesen und so engagierte ich mich auch in der Gewerkschaft ÖTV, wo ich stellvertretender Vorsitzender der Kreisverwaltung Ludwigsburg/ Waiblingen war. Auch hatte ich den Posten eines Arbeitnehmersvertreters bei der AOK inne und war acht Jahre lang ehrenamtlicher Arbeitsrichter. Ebenso war ich Aufsichtsratsmitglied der Stadtwerke und der Holding und seit 1990 Mitglied in der Bezirkstarifkommission. Nicht zu vergessen: 26 Jahre lang war ich auch Oberschützenmeister, also Vorsitzender bei den Eglosheimer Sportschützen, dem Verein, den ich mit gegründet habe.

Ganz besonders am Herzen liegen mir immer noch die Verbindungen mit meiner ersten Heimat in Bessarabien und deshalb war ich auch 38 Jahre lang Sprecher meiner



Familie Schüler mit drei Kindern und der Mutter von O. Schüler in Ludwigsburg

Heimatgemeinde Seimeny, für die vor über 60 Jahren die Stadt Ludwigsburg eine Patenschaft übernommen hat. Gemeinsam mit meiner Frau haben wir in all den Jahren Kulturreisen organisiert und tatkräftig für die Unterstützung der heutigen Bewohner dort Geld und Waren gesammelt. So konnten zahlreiche Gebäude

vor dem Verfall gerettet werden, z.B. wurde eine Schule und ein Kindergarten mit unserer Hilfe renoviert.

Meine große Leidenschaft ist – **neben meiner lieben Frau, mit der ich dieses Jahr 68 Jahre verheiratet bin** (Leider ist Frau Schüler im Jahr 2020 verstorben, H.F.) – mein Garten in Eglosheim. Die

entbehrungsreichen Hungerjahre in Kasachstan haben ihre Spuren hinterlassen und deshalb war es mir und meiner Frau wichtig, unser eigenes Gemüse, eigene Kartoffeln und Früchte anbauen zu können. Damit haben wir uns und unsere große Familie lange Jahre gut ernährt. In der Zwischenzeit sind auch noch sieben Enkel und sieben Urenkel dazu gekommen.

Seit dem Kriegsende und unserer Verschleppung nach Kasachstan sind nun über 70 Jahre vergangen, aber die Alpträume über die Unmenschlichkeit und das Elend dieser Zeit verfolgen mich bis heute.



Das Wappen der Städtepartnerschaft zwischen Seimeny und Ludwigsburg.



Ottomar Schüler als Redner bei einem Treffen der Bessarabiendeutschen.

Bilder des Monats August 2021

Foto Nr. 1

Liebe Leserinnen und Leser,

***Wer weiß etwas zum
Inhalt dieser Fotos?***

***Aus welchem Jahr
stammen die Fotos?***

Erkennen Sie jemanden?

*Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten
wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse
homepage@bessarabien.de mit Betreff
„Bild des Monats“ **oder per Post an
Bessarabiendeutscher Verein e.V.**
zu informieren.*

*Vielen Dank für Ihr Interesse
und Ihre Unterstützung!*

*Ihr Heinz Fieß,
Administrator www.bessarabien.de*



Foto Nr. 2



Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 6

Teil 5 finden Sie im Mitteilungsblatt Juli 2021, Seite 22 f.

Nachdem die Familie der Deportation nach Russland entgangen war, kam sie im Flüchtlingslager Riesa, Sachsen an, über das Winand Jeschke weiter berichtet.

Egon und Helga Sprecher

WINAND JESCHKE

Lagerleben in einer Holzbaracke in Riesa

Bald nach der Ankunft machten sich Hilde Bader und Tante Hulda Leischner auf den Weg zum Rathaus der Stadt. Nach langer, harter Verhandlung mit Stadtbeamten bekamen sie eine Genehmigung für uns, um im Lager auf dem Hügel gegenüber der Straße vom Bahnhof aufgenommen zu werden. Die beiden Frauen haben denen ins Gemüt geredet und sie davon überzeugt, dass wir verhungern würden, wenn wir keine Notunterkunft erhielten.

27 Stufen führten von der Bahnhofstraße zum Holzbarackenlager hinauf. Herr Schwarz, der Lagerleiter, teilte uns ein kleines Eckzimmer in einer alten, verwahrlosten Baracke zu. Im einzigen Fenster waren die Scheiben zerbrochen, die Tür hatte weder Schloss noch Riegel, und die paar Betten waren voll Wanzen. Einige von uns schliefen auf zweistöckigen Betten, und die anderen schliefen auf dem Gepäck oder auf dem Fußboden. Ich kann mich noch gut entsinnen, dass Tante Hulda auf dem Gepäck in der Ecke beim Fenster schlief. Die Löcher im Fenster wurden mit Zeitungspapier und Pappe zugemacht, und mit einem Draht wurde die Tür zugehalten.

Nach etwa drei Wochen bekamen wir das größere Zimmer nebenan. Jetzt hatte jeder ein Bett zum Schlafen, aber die Wanzen waren hier des Nachts genauso schlimm wie im vorigen Zimmer. An Läusen und Flöhen fehlte es auch nicht. Sie fraßen uns bei lebendigem Leibe. In diesem Raum mussten die Löcher in den beiden Fenstern auch mit Papier oder Pappe zugemacht werden. Ich machte einen Haken aus Draht, mit dem man die Tür zu halten konnte. Ein Hühnerstall würde normalerweise ein besseres Schloss als dieses haben. Das Barackenlager mag früher wohl mal für deutsche Soldaten, oder auch für Kriegsgefangene da gewesen sein. Ich habe mich damals nicht mit den Hintergründen dieses Lagers befasst. Die Frauen in unserem und anderen Zimmern taten sich zusammen und beschwerten sich bei

der Lagerleitung über die Wanzen und anderes Ungeziefer. Ein paar Wochen später wurde ein Entlausungsprogramm eingeführt. Wir mussten dann alle in einer Reihe draußen bei der Lagerleitung an ein paar Männern vorbeigehen, die uns mit einer kleinen Blaspumpe weißes Pulver hinter den Kragen pumpten, und durften dann wieder zu unserer Baracke zurückgehen. In den Baracken selbst wurde auch etwas unternommen, und mit der Zeit verschwanden die Wanzen und Läuse. Zu mindestens wurde es nachts erträglich.

Wir hatten nun eine Stelle gefunden, um recht und schlecht zu überleben. Es gab 200 Gramm Brot pro Person und zu Mittag eine salzige Maggisuppe. Die Suppe schmeckte wie reines Salz, und der Grund, dass ich überhaupt aß, war, dass ich hungrig war, und nachher trank ich Wasser wie ein Pferd. So ging diese Verpflegung monatelang.

Die Frauen machten sich nun auf den Weg, Arbeit zu suchen, aber es war in der Stadt sehr schwierig, Arbeit zu finden. Es waren ja alles Bauernfrauen. Frau Bader konnte gut Russisch sprechen und fand eine Anstellung in einer russischen Militärküche. Und durch sie sind dann auch meine Mutter, Tante Hulda Leischner, Tante Emilie Jeschke, und Frau Müller dort eingestellt worden, allerdings nur zum Kartoffelschälen. Sie verdienten kein Geld, bekamen aber etwas zu Essen, und so fiel die Brotration meiner Mutter im Lager auf mich und meine Schwester. Jetzt hatten meine Schwester und ich jeder auf einmal 300 Gramm Brot pro Tag, und dann noch die salzige Maggisuppe. Bei diesem „Wohlstand“ konnte ich trotzdem nicht satt werden.

In unserem Raum war ein kleiner Guss-ofen mit einer Platte oben drauf, auf die man einen Kochtopf setzen konnte. Er stand in der Ecke, nicht weit von der Tür. Ein Ofenrohr ging vom Ofen aufwärts, machte einen Knick und ging in die Wand hinein. Brennmaterial gab es nicht, und so war es meistens kalt im Zimmer. Die Dezemberkälte war spürbar. Ich hatte keine Jacke, und meine Schuhe waren auch schon zu Fetzen geworden. Es hatte sich herum gesprochen, dass manche Leute von einer demolierten Baracke am Ende des Lagers, in der keiner wohnte, sich Brennholz zum Kochen holten. Türen, Fensterrahmen, alte Schränke und Betten wurden zusammengeschlagen und als Feuerung weggetragen. Sogar die

Holzwände wurden angebrochen. Es war von der Lagerleitung strengstens verboten, andere Baracken niederzubrechen, um zu Brennholz zu kommen. Die Leute taten eben aus Not was nötig war, um zu etwas Wärme zu gelangen.

Einmal, als Tante Hulda mit einem Sack voll Holz zurückkam, steckte der Lagerleiter, Herr Schwarz, gerade seinen Kopf aus einem Fenster, an dem sie vorbei ging. „Wo kommst Du her, Rotkäppchen?“, fragte er, denn sie hatte kupferrotes Haar. Sie hatte eine plausible Ausrede, und er meinte dann: „Tu das bloß nicht nochmal.“ Aber das hielt sie nicht davon ab, wieder Holz auf Schleichwegen zu holen. Andere Leute taten es ja auch. Es war Winter und dies war die einzige Möglichkeit, um zu Brennmaterial zu gelangen.

Ich ging manchmal mit anderen Kindern auf die Suche nach Material, um vielleicht Holzpantoffeln machen zu können. Wir fanden auch mal einen Müllhaufen, aber was da war, war schon so ausgesammelt, dass man nichts mehr verwerten konnte. Die Suche ging weiter, bis ich ein brauchbares Stück Brett und einen alten Lappen fand, und so fertigte ich mir ein paar Holzpantoffeln daraus. Ich hatte weder Hammer, Zange, noch Nägel, nur ein Stück Draht, das ich vom Müllhaufen mitgebracht hatte. Von Egon Müller borgte ich mir dessen Taschenmesser, womit ich dann die Sohlen schnitzte. Diese Pantoffeln waren kein Meisterstück, aber sie erfüllten ihren Zweck.

Weihnachten 1945 kam, und wir hatten Schnee. Es war kalt, und zudem war man auch noch hungrig. Der einzige Trost, den wir manchmal hatten war, dass es im Zimmer windstill war. Einmal stand ich am Hügelrand und schaute zum Bahnhof hinüber und beobachtete, wie einige hundert Meter dahinter eine Fabrik oder ein großes Lagerhaus abmontiert wurde. Dabei kam mir der Gedanke, dass es in Amerika genug zu essen gäbe, und ich wünschte, dass ich auch mal in Amerika sein könnte, um mich jeden Tag satt essen zu können. Damals habe ich noch nicht geahnt, dass dieser aus Hunger erstandene Wunsch sich sechs Jahre später erfüllen sollte.

Einmal, als ich gerade in der Nähe des Gebäudes der Lagerverwaltung war, kam über den Lautsprecher die Durchsage, dass Freiwillige für die Küche gesucht würden. Ich malte mir aus, dass es vielleicht auch was zu essen gäbe. Hungrig

war man praktisch immer, und so fasste ich den Entschluss, zur angegebenen Zeit in der Küche zu erscheinen. Am nächsten Tag so um 10 Uhr war ich in der Küche. Es mögen etwa ein Dutzend Erwachsene da gewesen sein, und ich war der einzige 12-Jährige unter ihnen. Jemand reichte mir ein Messer und ich pellte mit ihnen die gekochten Kartoffeln, die jetzt auf dem Tisch standen. Die Erwachsenen redeten miteinander, aber keiner sagte was zu mir. Ich stand da, wie ein Dreikäsehoch, der Tisch reichte mir fast bis zum Kinn, aber ich tat mein Bestes, um Kartoffeln zu pellen, drei ins Töpfchen und eins ins Kröpfchen. Nachdem ich mich satt gegessen hatte, steckte ich noch meine Hosentaschen voll mit diesen heißen Kartoffeln und verließ die Küche. Nun musste ich mich beeilen, in unsere Baracke zu kommen, denn die Kartoffeln brannten auf meinen Oberschenkeln. Im Zimmer angekommen, verteilte ich die Kartoffeln unter den Kindern. Es war auch gerade ein Feuer im Ofen, und so saßen wir gemütlich beim warmen Ofen, und unterhielten uns. Wir lebten in dem Zimmer mit 16 Personen, 8 Frauen mit 8 Kindern. Es war eng, aber wir hielten zusammen und vertragen uns in der Notlage.

Um diese Zeit bekam meine Mutter Nachricht vom Suchdienst des Internationalen Roten Kreuzes, dass ihr jüngster Bruder, Oskar Mann, in englischer Gefangenschaft war. Zur gleichen Zeit erfuhr Tante Hulda Leischner durch den Suchdienst, dass ihr Bruder August Leischner schwerverwundet in amerikanischer Gefangenschaft war.

Das Essen war unser Hauptproblem, es reichte kaum zum Sattwerden. Frau Müller brachte auch mal einige Pfund Mehl. Dann kochten die Frauen eine Mehlsuppe für die Kinder. Ich aß sechs Teller voll von dieser Suppe und war so vollgestopft, dass ich mich kaum rühren konnte. Aber ich war immer noch hungrig.

Einige Tage vor Weihnachten wurde uns gesagt, dass die Stadt Riesa ein Festessen für die Kinder des Lagers machen würde. Der Weihnachtstag kam, und die Frauen machten ihre Kinder so gut es ging zu recht. Ein paar Kraftfahrzeuge kamen und holten uns ab. Das Fahrzeug, in das ich einstieg, war ein alter Omnibus. Der Speisesaal war nicht sehr groß, ein länglicher Raum in der Form eines L. Er reichte nur für eine lange Reihe von Tischen, an denen wir saßen. Es gab Kartoffeln, Fleisch, Soße, Gemüse und Nachtsch. Es mögen über 40 Kinder anwesend gewesen sein. Wie bei den Kartoffeln, habe ich mich auch hier mit Mehlsuppe so voll gegessen, dass ich mich kaum noch rüh-

ren konnte. Aber ich war immer noch hungrig.

Nachdem wir gegessen hatten, kam der Weihnachtsmann mit einem Sack auf dem Rücken und einer besenartige Rute in der Hand und versuchte, eine fröhliche Stimmung zu schaffen. Geschenke gab es aber keine. Er fragte einige Kinder, ob sie auch beten könnten, und sie sagten artig ihr Sprüchlein auf. Dann drehte er sich zum Lagerleiter, Herrn Schwarz, und fragte: „Können Sie auch beten?“ Daraufhin antwortete Herr Schwarz, „Ja, lieber guter Weihnachtsmann, sieh mich nicht so böse an, stecke Deine Rute ein und schenk mir ein Zigarettelein.“ Darauf gab der Weihnachtsmann ihm mit der Rute ein paar leichte Schläge auf dem Rücken. Scheinbar waren Zigaretten zu der Zeit knapp. Nachher wurden wir mit denselben Fahrzeugen wieder ins Lager zurückgebracht.

Um diese Zeit herum wurde unsere Brotration im Lager von 200 Gramm auf 300 Gramm heraufgesetzt und dazu gab es auch mal 7 Gramm Butter pro Person.

Kurz vor Weihnachten fand meine Mutter eine Arbeit in einer kleinen Schneiderei bei Frau Ottmann aus dem Sudetenland in der Stadt Riesa. Sie verdiente wenig, aber sie bekam auch etwas zu essen, und durch ihre Brotration im Lager hatten meine Schwester und ich jetzt jeder 450 Gramm Brot pro Tag. Mit dem konnte man schon überleben, es war aber immer noch unzureichend, da es außer der salzigen Maggissuppe nichts weiter gab. An Fleisch und Gemüse war nicht zu denken.

Der Silvesterabend kam heran. Es mag wohl in der Stadt von den Russen mit Schnaps und Wodka gefeiert worden sein. Vielleicht gab es auch Zivilisten, die diesen Abend fröhlich zu feiern wussten. In unserer Baracke aber blieb es trostlos. Wir waren mit unserem kümmerlichen Leben beschäftigt. Man saß zusammen und unterhielt sich über schöne und schlechte Erfahrungen aus der Vergangenheit. Der Ofen war angeheizt, und so entstand zuletzt doch eine gemütliche Stimmung.

Im Januar 1946 hatten wir etwas Schnee und die Kinder versuchten, sich im Schnee zu tummeln. Aber es war doch angenehmer in der Baracke zu sein, wo es wenigstens windstill war. Mit ungenügender Kleidung machte es keinen Spaß, im Schnee zu spielen.

Wenn man am Hügelrand stand und zum Bahnhof schaute, war da eine verhältnismäßig steile Straße, die nach links den Hügel hinaufführte. Von dort oben rodel-

ten Stadtkinder mit ihren Schlitten die Straße hinunter. Egon Müller, Gertrud Jeschke, Willi Jeschke und ich gingen aus Neugierde einmal dahin, um zu sehen was sich tat. Diese Stadtkinder waren warm gekleidet und hatten sogar dicke Mützen und Fausthandschuhe an. Das Rodeln schien ihnen viel Spaß zu machen. Ich stand da mit einem Hemd, kurzer Hose, die mit Trägern gehalten wurde, langen Strümpfe und den kümmerlichen, selbst gefertigten Holzpantoffeln. So konnte ich nicht den besten Eindruck machen. Ein 10-jähriger Junge fragte mich, warum ich denn keine Jacke an hätte, darauf sagte ich ihm, dass ich keine besäße. Weiter fragte er, woher wir denn kämen. „Vom Lager da drüben“, sagte ich. So wie er mich betrachtete, konnte er sich ein Bild machen, dass das Lagerleben kein Luxus war. Vielleicht hat er nachher zu Hause von dieser Begegnung was erzählt. Nun bot er mir an, mit ihm auf dem Schlitten den Hügel hinunter zu fahren. Ich hatte aber keine Lust mehr, denn der kalte Wind ging mir schon bis auf die Knochen, und ich schlenderte langsam mit den anderen drei zum Lagerzimmer zurück, wo es wenigstens windstill war.

In diesen Tagen war auch die Rede von einer Auflösung des Lagers, die in den nächsten Wochen stattfinden sollte.

Der Zustand von Onkel Otto im Riesaer Krankenhaus wurde mit jedem Tag schlechter. Eines Tages kam meine Mutter mit der Nachricht, dass die Russen alle Kartoffeln des Krankenhauses beschlagnahmt hätten, um Schnaps für ihre Soldaten zu brennen. Nun wurde die schon schlechte Verpflegung ganz unzureichend. Meine Mutter hat ihm dann manchmal eine Tasse Suppe durchs Fenster zukommen lassen, aber das war nicht genug. Onkel Otto Mann starb am 1. Februar 1946 an Tuberkulose im Alter von 24 Jahren.

Ohne große Umschweife ging es jetzt an die Auflösung des Lagers. Den Leuten, die keine Zuzugsgenehmigung hatten, um irgendwo anders unterzukommen, wurde eine Wohnung in Nachbarorten zugewiesen, und diejenigen, die solch eine Bescheinigung aufweisen konnten, bekamen Anweisungen, sich fertig zu machen, um zu einem ähnlichen Lager in Leipzig, Sachsen, zu gehen.

Inzwischen kam ein Telegramm an Tante Emilie Jeschke, dass ihr Mann, Daniel Jeschke, im Lazarett in Hamburg gestorben sei. Er befand sich vorher jahrelang an der Ostfront.

Nachdem meine Mutter seit November 1945 eine Anschrift meines Vaters im

Kriegsgefangenenlager hatte, entwickelte sich ein reger Briefwechsel. Mein Vater war am 2. Februar 1946 aus der amerikanischen Gefangenschaft entlassen worden und zog dann nach Növenthien, wo Tante Christine, seine Schwester und ihr Mann Emanuel Neumann, schon waren. In Növenthien war es meinem Vater möglich, Papiere zu beantragen, um seine Familie aus der Ostzone in den Westen kommen zu lassen.

Mit einer Zuzugsgenehmigung gingen wir nun mit der Bahn von Riesa an der Elbe über Oschatz nach Leipzig, Sachsen. Ich war 13 Jahre alt geworden, als wir diese Fahrt Mitte Februar machten. Von unserem Lagerzimmer kamen die Leute nach Leipzig, die mit den Jeschkes verwandt waren, Tante Emilie Jeschke mit ihren drei Kindern, Gertrud, Willi und Roland, Oma Marie Jeschke, Oma Juliana Mann, Hulda Leischner, Otilie Jeschke mit ihren beiden Kindern, Winand und Ilse. Alle anderen wurden auf die umliegenden Dörfer verteilt. Ein paar Wochen vor der Auflösung erschien auch die Tochter von Frau Müller. Wie sie ihre Mutter gefunden hat, ist mir nicht bekannt. Anscheinend hatte sie in der Gegend als Krankenschwester gearbeitet.

Wir kommen in Leipzig Sachsen an

Im Lager in Leipzig angekommen, erschien es uns riesig. Da müssen wohl tausende Leute gewesen sein. Es war gar kein Vergleich mit den dreihundert Leuten im Riesaer Lager. Die Brottration im neuen Lager war 300 Gramm pro Tag pro Person, und die Suppe zu Mittag war nicht so salzig wie in Riesa. Allerdings gab es hier jetzt einen Nachteil. In Riesa konnte man die Suppe innerhalb einer halben Stunde haben, während es hier jetzt fast zwei Stunden in der Schlange stehend dauerte. Um 10 Uhr vormittags stellten sich Leute schon an, um ihre Suppe um 12 Uhr essen zu können.

Hier wurden noch mehr Papiere bearbeitet, um die Ausreisegenehmigung nach Westdeutschland zu bekommen. Im Mai 1946 war es dann soweit. Wir bekamen Bescheid, dass ein Transport nach der Westgrenze ginge, und wir dabei sein dürfen.

Der Tag kam, und ganz früh rollte der Güterzug mit etwa 2.000 Menschen in Richtung Westgrenze. Unterwegs ging der Zug zeitweise so langsam, dass manche Leute ausstiegen und neben dem Zug zu Fuß her gingen. Da glaubte ich meinen Namen gehört zu haben, aber nach einer Weile hörte ich heraus, dass er Wieland hieß anstatt Winand. Es war ein älterer

Herr vom Waggon hinter uns, der neben den Zug her ging. Jemand von seiner Familie rief ihm zu einzusteigen, bevor der Zug wieder zu schnell führe.

Am Nachmittag erreichten wir das Grenzgebiet. Etwa einen Kilometer vor der Grenze mussten alle aussteigen und sich zu Fuß mit ihrem Gepäck querfeldein in Richtung Grenze bewegen. Es müssen hier schon vorher Leute über die Grenze gegangen sein, denn der Weg war schon einigermaßen festgetreten. Es kam mir vor wie ein breiter Feldweg. Man konnte ihn ohne Schwierigkeiten entlang gehen. Die meisten Leute trugen ihr Gepäck auf dem Rücken, manche hatten vierräderige Handwagen und viele hatten auch zweirädrige kleine Gepäckkarren, um ihr Hab und Gut weiter zu befördern. Meine Mutter hatte in Riesa schon einen kleinen zweirädrigen Gepäckwagen besorgt, allerdings nicht im besten Zustand, die Räder wackelten ganz fürchterlich. Ohne Werkzeuge sowas zu reparieren, war nicht möglich. Hier an der Grenze war unser Wagen, den meine Mutter und ich zogen, mit einem Koffer und ein paar Säcken beladen. Die Räder wackelten so bedenklich, dass wir schon dachten, er schaffe es nicht mehr über die Grenze.

Die Russen machten Stichproben. In kurzen Zeitabständen wurden Leute angehalten, die ihre Papiere zeigen mussten, und nach Ixbelieben wurde auch deren Habe durchkramt. Eine letzte Gelegenheit, noch zu begehrenswerten Gegenständen zu kommen. Das geschah oft bei Leuten mit vierrädrigen Handwagen. Diese Plünderungen waren ja Gang und Gebe seit die Russen in Glienick eingezogen waren. Offensichtlich waren die vierrädrigen

Handwagen ein Zeichen des Wohlstandes, und die Chance, da was zu ergattern, war für die russischen Wachpersonalien besser als bei den anderen armen Schluckern, die versuchten, ungeschoren über die Grenze zu kommen. Unsere Familie, mit dem wackeligen Handkarren und den paar Säcken, die wir noch mitschleppten, machte keinen wohlhabenden Eindruck auf die Russen. Deshalb kamen wir unbehelligt über die Grenze.

Jede 20 bis 30 Meter, soweit das Auge reichte, stand ein russischer Soldat mit einem Maschinengewehre auf dem Rücken.

Tor zur Freiheit – im Durchgangslager Friedland Göttingen

Auf der Westseite der Grenze sah ich nur drei oder vier unbewaffnete englische Soldaten, die mit der Hand auf einen Bus zeigten, den wir nach ein paar hundert Metern bestiegen. Ein voller Bus fuhr ab und ein leerer Bus stellte sich auf dieselbe Stelle. Mit diesem Bus wurden wir zum Durchgangslager in Friedland bei Göttingen gebracht. Und so kamen noch viele Busse mit Menschen von der Grenze her ...

In diesem Abschnitt beschreibt uns Winand eindrücklich, wie das Lagerleben aus seiner Sicht abließ. Der findige Winand hilft, wo er kann, repariert und organisiert. Not macht erfinderisch, wie am Beispiel des Herstellens von Schublen zu sehen ist. Doch der Hunger ist das alles beherrschende Thema. Schon hier träumt er von Amerika, um sich vielleicht einmal satt essen zu können.

Seine nächsten Ausführungen beleuchten das neue Leben im Kreis Ülzen.

Egon und Helga Sprecher

Sommernacht



*Tag im Abendrot ertrank,
durch die Straßen ziehn die Herden,
und am Hoftor auf der Bank
wo der Giebel Schatten sank,
sieht ein Greis es Abend werden.*

*Staub und Schwüle sich verliert,
auf der Tenne wird gemessen.
Vieh wird an den Trog geführt,
Abne am Herd Reben schürt –
eine Magd ruft laut zum Essen.*

*Duft von Lilien und Reseden
steht am Gartenzaun Spalier:
Um das Haus schließt man die Läden,
drinnen heißt man Kinder beten,
in der Küche klappert hell Geschirr.*

*Mond und Sterne sind erwacht.
Lichter weit und breit erloschen.
Er sagt ihr noch schnell „gut' Nacht“,
in den Zweigen rauscht es sacht –
irgendwo wird noch gedroschen.*

Gertrud Knopp-Rüb



Bild: Hugo Nauenburg, 1994



Bessaraber und Dobrudschaner in Sachsen-Anhalt

HEINZ-JÜRGEN OERTEL

Wir haben die Zeit der Coronapause genutzt. In Vorbereitung einer Landesgruppe, wie wir sie schon für Niedersachsen haben, haben wir uns schon 3-mal Online getroffen. Es kam ein reger Austausch von Ideen zustande. Hendrik Briske aus Gröbers, Sachsen-Anhalt, wurde auf der Sitzung des Gesamtvorstandes des Vereins am 29.05. als Vertreter unserer Landesgruppe bestätigt. Damit können wir für Treffen in Sachsen-Anhalt – wir veranstalten jährlich je ein Treffen der Dobrudschaner und ein Treffen der Bessaraber – Fördermittel des Landes beantragen.

Hendrik ist mit 32 Jahren eines der jüngsten Mitglieder im Verein. Seine Vorfahren stammen aus Baimaklia in Bessarabien. Sein Interesse an den Ahnen führte ihn zu den Ahnenforschern im Verein und er wurde schließlich auch Mitglied. Gemeinsam mit seinem Vater betreibt er ein Cateringunternehmen in Gröbers bei Halle (Saale) und ein Kaffee am Uni Campus in Halle.

So es die Lage erlaubt, werden wir im September ein Treffen im kleineren Kreis in Gröbers abhalten, um unsere nächsten Aktivitäten, besonders wieder Treffen aller Interessierten, zu organisieren.

Aus unseren Reihen:

Irina Kasprick, die „Buchmacherin“

ARNULF BAUMANN

Irina Kasprick, geborene Otterstätter, stammt aus bessarabiendeutscher Familie. Ihr Vater Robert Otterstätter wurde 1927 in Borodino geboren und war zuletzt Dipl.-Ing. in der niedersächsischen Ölindustrie. Die Otterstätters stammen ursprünglich – sie hat sich mittlerweile intensiv mit der Familiengeschichte beschäftigt – aus der Nähe von Neustadt/Weinstraße. Eine Großmutter war eine geborene Schaible aus Hoffnungstal; andere Familiennamen in der Verwandtschaft sind Engelhardt, Wahl, Fay, Singer sowie Haag (aus Wittenberg). – Die Mutter stammt jedoch aus dem kleinen Dorf Norddrebber bei Schwarmstedt in Niedersachsen, wo Irina Kasprick 1966 geboren wurde.

Sie hat nach dem Abitur nach väterlichem Vorbild ein Studium der Geologie an der Technischen Universität Clausthal-Zellerfeld erfolgreich abgeschlossen und einige Jahre als Dipl.-Geologin gearbeitet. Dann kam die Heirat. Ihr Mann stammt aus Dresden, der Familienwohnsitz blieb Schwarmstedt. Zwei Kinder wurden geboren. Sie besuchte 2010 mit ihren Schwestern Bessarabien und hatte für das Jahr 2020 eine weitere Reise in die Heimat ihres Vaters vorgesehen, dieses Mal mit ihrem Mann und ihren Kindern. Leider fiel die von Edwin Kelm geplante Fahrt der Corona-Krise zum Opfer.

Aber auch auf andere Weise wurde Bessarabien zum Thema: Ihr Vater hatte sich handschriftliche Notizen zu einer Autobiografie gemacht, die er aber nicht ausgearbeitet hatte. Da übernahm sie die Aufgabe, ergänzte und vervollständigte gemeinsam mit ihm diese Aufzeichnungen und absolvierte an der Akademie des Biographiezentrums eine achtzehnmonatige Zertifikatsausbildung zur Biografin. 2009 lag das Werk „Das Geschenk des Himmels. Mein zweites Leben“ vor; inzwischen ist es vergriffen.

Bei der Arbeit an dem Buch des Vaters entdeckte Irina Kasprick, dass ihr die biografische Arbeit ausgesprochen Freude machte. Daraufhin gründete sie die Firma Scribo Biographien (Scribo Biographien, An der Insel 3 a, 29690 Schwarmstedt; scribo-biographien@t-online.de) und bietet seitdem deutschlandweit ihre Hilfe beim Erstellen von Biografien an. Daraus ist ein kleines Unternehmen geworden, durch das inzwischen über 25 Biografien



Lydia Bergen:

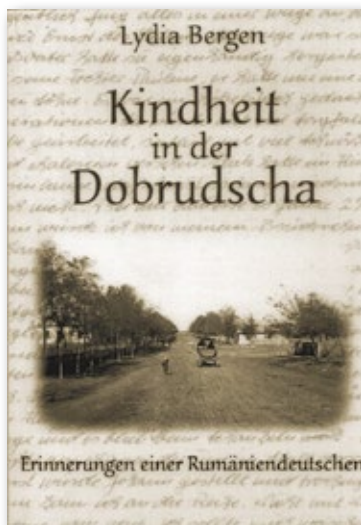
Kindheit in der Dobrudscha

HARTMUT KNOPP
Norderstedt, 2021

Die Aufzeichnungen von Lydia Bergen beschreiben ihre Kindheit in dem dobrudschanischen Dorf Atmadscha/Atmagea, eine der ältesten Ansiedlungen deutscher Kolonisten in der Dobrudscha, zwischen den Jahren 1928 bis 1940. Es ist aber weit mehr als eine Sammlung von Kindergeschichten. Natürlich werden in dem 122

Seiten dicken Taschenbuch auch die Erlebnisse eines Mädchens, der Tochter des Dorfpolizisten, in dem multiethnischen Dorf geschildert. Der interessierte Leser erfährt aber noch viel mehr.

Lydia Bergen schildert das typische Alltagsleben in den dobrudschanischen Dörfern: den Haushalt, das Kochen, die Hauswirtschaft, die Erziehung, die Arbeiten für die Kinder, das Heizen im Winter, Kleidung und Nähen, die Landwirtschaft, die Ernte und Viehzucht, die Feste im Dorf, Heiraten, der Kirchengang und die verschiedenen Konfessionen im Dorf, die Schule und die Probleme mit der Unter-



richtssprache, Todesfälle, die medizinische Versorgung und die hohe Kindersterblichkeit, die ansässigen Sinti/Roma/Zigeunerfamilien, der Umgang mit den Armen im Dorf, aber auch die Kinderspiele und der Besuch reichsdeutscher Studenten im Vorfeld der Umsiedlung und die letzten Wochen vor der Umsiedlung.

Je länger die Ansiedlungszeit in der Dobrudscha zurück-

liegt, desto wertvoller werden derartige Berichte von Zeitzeugen. Das gilt nicht nur hinsichtlich der großen politischen Vorgänge, sondern vor allem auch hinsichtlich des Alltagslebens. Das sehr informative und flüssig geschriebene Buch ist wegen der vergleichbaren Lebensverhältnisse auch den Lesern aus Bessarabien sehr empfohlen.

Lydia Bergen lebte mit ihrer Familie nach 1950 in Hildesheim und ist dort 1993 gestorben. Ihr Buch ist nun von ihrem Sohn neu aufgelegt worden und kann über den Bessarabiendeutschen Verein zum Preis von 9,90 € bezogen werden.



herausgebracht wurden, darunter drei aus Bessarabien. Eines ist das monumentale Werk von Egon Buchholz, *Verwehte Spuren deutscher Kolonisten im Osten*, Bad Bevensen 2019, 509 S., das anhand der Geschichte von Neu-Tarutino die gesamte Siedlungsgeschichte der Bessarabiendeutschen aufarbeitet. Auch mein Büchlein, *Jahre im Zwiespalt. Als Pastorensohn im NS-Mustergau Wartheland*, Wolfs-

burg 2020, 108 S., ist darunter. Inzwischen hat Irina Kasprick einige Erfahrung im Umgang mit biografischen Aufzeichnungen aller Art und mit deren Drucklegung gesammelt. Das reicht von mündlichen Interviews über handschriftliche Notizen bis zum fertigen Manuskript, aus denen sie Druckmanuskripte entwickelt und auch zum Druck bringt. Ich kann bestätigen, dass sie zügig, kompetent und

professionell arbeitet. Es sind vorwiegend Biografien aus der Kriegsgeneration, von Vertriebenen und Einheimischen. Dadurch hat sie sich genaue Kenntnisse der Geschichte des letzten Jahrhunderts erworben.

Seit über acht Jahren arbeitet sie ehrenamtlich im örtlichen Heimatarchiv, das sich das Archivieren, Bewahren und Dokumentieren regionaler Geschichte zur Aufgabe gemacht hat, und wird inzwischen von der Leiterin des Archivs als deren Nachfolgerin eingearbeitet. Im vergangenen November gab das Heimatarchiv unter der Regie von Irina Kasprick das Buch *Manches vergisst man nie*, 287 S., heraus, in dem 57 Flüchtlinge und Vertriebene des Zweiten Weltkriegs ihr Ankommen in der Samtgemeinde Schwarmstedt schildern.

Es gibt viele Möglichkeiten, sich mit der Geschichte der Vertriebenen und Flüchtlinge, besonders der Bessarabiendeutschen, näher zu beschäftigen. Irina Kasprick hat einen Weg gefunden, aus Erinnerungen einzelner ein Bild der Vergangenheit zu gewinnen und sie so vor dem Vergessen zu bewahren. Wir können stolz darauf sein, dass sie aus unseren Reihen kommt.

Bessarabiendeutsches Treffen in Lunestedt

am Samstag, dem 18. September 2021

Aus den bekannten Gründen mussten wir im Jahr 2020 unser bessarabiendeutsches Treffen in Lunestedt leider absagen. Aufgrund der Entwicklung der Corona-Pandemie war es gleichfalls nicht möglich, unsere Veranstaltung in diesem Jahr wie gewohnt zum Frühlingsbeginn in der zweiten April-Hälfte oder Anfang Mai durchzuführen. Doch wir wollen trotzdem versuchen, uns in diesem Jahr wieder zu treffen und hoffen sehr, dass uns die äußeren Umstände dies ermöglichen werden.

Geplant ist unser bessarabiendeutsches Treffen nun für **Samstag, den 18. September 2021** wiederum in der **Gaststätte „Deutsche Eiche“ in Lunestedt**.

Im Mittelpunkt der Veranstaltung soll das **Thema bessarabiendeutsche Sitten und Gebräuche, insbesondere bessarabiendeutsches Essen und Trinken** stehen.

Einladungen mit dem vollen Programm werden folgen.

Um unser Treffen möglichst offen zu gestalten und allen die Möglichkeit zu geben, sich auch ganz kurzfristig für eine Teilnahme zu entscheiden, haben wir bisher stets auf eine Anmeldung verzichtet.

Die aktuellen Abstands- und Hygienevorschriften machen dies derzeit leider nicht mehr möglich.

Wir bitten deshalb um eine Anmeldung bis spätestens Freitag, den 10. September 2021

entweder unter einer der beiden folgenden E-Mail-Adressen:

brwahl@uni-bremen.de oder *schaible-schaub@freenet.de*

oder unter der Telefonnummer: 04748/1595.

Änderungen aufgrund der Entwicklung der Corona-Pandemie sind vorbehalten und werden rechtzeitig bekanntgegeben.

Bleibt gesund!

Im Namen des Organisationsteams
Dr. Hans Rudolf Wabl

Wirtschaftsausblick für die Republik Moldau

KARL-HEINZ ULRICH

Am 11. Juli fanden die Parlamentswahlen statt. Die politische Situation war bisher sehr unsicher. Es ist zu hoffen, dass sie sich nach den Wahlen stabilisieren wird. Trotz aller politischen Unsicherheiten wird eine wirtschaftliche Erholung für das Land erwartet. Es gibt eine Prognose, die von einer Erhöhung des Brutto-Inlandsprodukts von 4,8 % ausgeht. Das wird hauptsächlich auf das Konto von Konsum

und Export zurückgeführt. Die Inflationsrate ist während der gesamten Krise bisher stabil geblieben. Man geht davon aus, dass sie 2,5 % nicht übersteigen wird. Auch der Wechselkurs hat sich trotz der Krise nicht verschlechtert. Durch Geberkredite konnten die Währungsreserven sogar erhöht werden.

Das Haushaltsdefizit wird für 2021 mit 4 % geringer ausfallen als 2020 mit 5,1 %. Die EU hat gerade ein großes Rettungspaket in Höhe von 600 Mio. EUR für Moldau an-

gekündigt. Es beinhaltet Makrofinanzhilfen, Zuschüsse und Investitionen.

Die Corona-Fallzahlen sinken kontinuierlich. Eine größere Impfkampagne wurde im März gestartet. Bisher sind fast 10 % der Bevölkerung mindestens einmal geimpft worden.

Moldaus IT-Sektor ist zwar noch klein im Vergleich zu dem in den Nachbarländern, er birgt aber ein großes Entwicklungspotenzial.

Quelle: German Economic Team Juni 2021

Wirtschaftsausblick für die Ukraine

KARL-HEINZ ULRICH

Es hat bisher im Jahr 2021 in der Ukraine eine rasche wirtschaftliche Erholung gegeben. Durch die Binnennachfrage ist das Brutto-Inlandsprodukt um über vier Prozent gestiegen. Sollten aber keine tiefgreifenden Reformen durchgeführt werden, dann ist ein Rückgang auf das Vorkrisenni-

veau zu befürchten. Denn die Inflation liegt gegenwärtig bei 9,5 % und damit deutlich über den Prognosen der Regierung.

Die Unterstützung durch den Internationalen Währungsfonds bleibt weiterhin sehr wichtig. Allerdings wird sie wohl im vollen Umfang nur gewährt, wenn wirkliche Reformen vorgenommen werden. Das ist aber noch nicht absehbar.

Der Arbeitsmarkt würde sich weiter positiv entwickeln, wenn auch in den nächsten Monaten Kurzarbeit von der Regierung finanziert würde.

Die Pandemie-Bekämpfung geht nur mangelhaft voran. Die 7-Tage-Inzidenz fällt zwar, aber durch die geringe Verfügbarkeit von Impfstoffen wird die Impfkampagne ausgebremst.

Quelle: German Economic Team Juni 2021

Wie sieht die Bevölkerung der Ukraine ihren Präsidenten Selenskyj nach zwei Jahren im Amt?

KARL-HEINZ ULRICH

Zusammenfassung: Die ersten beiden Jahre der Präsidentschaft von Wolodymyr Selenskyj sind von einem ernüchternden Widerspruch geprägt: Sie begannen mit umfangreichen Modernisierungsplänen und zahlreichen Reforminitiativen und endeten doch mit wirtschaftlicher Stagnation, ineffizienter Personalpolitik und dem Überleben der korrupten Staatsstrukturen. Generell verharret die ukrainische Wirtschaft während der Präsidentschaft Selenskyjs in einer schwierigen Lage. Der globalen Entwicklung folgend, ging die Wirtschaftsleistung 2020 aufgrund der Pandemie zurück, die Arbeitslosigkeit stieg etwas an.

In den zwei Jahren der Präsidentschaft gab es keine substanziellen Schritte hin zu

einem Ende des Krieges mit Russland, geschweige denn zu einer Wiedervereinigung der ukrainischen Territorien mit der Halbinsel Krim und den umkämpften ostukrainischen Gebieten. Stattdessen drohte der Konflikt erneut zu eskalieren, als Russland im April 2021 mit der – vorübergehenden – Verlegung großer Truppenteile an die Grenze erneut provozierte. Die bisherige Strategie des Präsidenten Selenskyj zur Konfliktregulierung war erfolglos.

Auch der Kampf gegen Korruption in der Ukraine hat bislang keine nachhaltigen Erfolge gezeitigt. Erste Initiativen des Präsidenten dazu sind an Widerständen im notorisch korrupten Justizsystem zerschellt. Daraufhin scheint Selenskyj es aufgegeben zu haben, das korrupte Staatssystem aufzubrechen. Mehr noch: Er hat

seine Reformvorhaben nicht nur zurückgenommen, sondern sogar Entscheidungen getroffen, die als „Antireformen“ gelten (z. B. wurde der offene Wettbewerb für Regierungspositionen abgeschafft). Im Ergebnis verhinderte die Macht der Oligarchen erneut nachhaltige Veränderungen. Obendrein blieb das Steuersystem unter Selenskyj ineffizient, was die weitverbreitete Schattenwirtschaft fördert. Entsprechend ist das Vertrauen in den Präsidenten und die staatlichen Organisationen stark gesunken.

Auf die Frage, ob sich die Ukraine unter Selenskyj in die richtige oder die falsche Richtung, antworteten 65 Prozent der Ukrainer, dass sie sich in die falsche Richtung bewege. Lediglich 25 Prozent denken, dass es die richtige Richtung ist.

Quelle: Ukraine-Analysen 252, Juni 2021



Besuchen Sie doch auch einmal die facebook-Seite des Bessarabiendeutschen Vereins:

<https://www.facebook.com/Bessarabiendeutscher-verein-eV-1140295879348306/?ref=bookmarks>

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de

Wer? Wo? Wann? Bildinformationen gesucht

Frau Dagmar Schubert aus Rathenow hat ein Bild von Umsiedlern aus Klöstitz im Umsiedlerlager in Bad Berka (Thüringen) in unserem Bildarchiv abgegeben. Auf der linken Seite sind Otto und Elsa Sasse zu sehen, die Großeltern von Frau Schubert. Kennt noch jemand weitere Personen auf dem Bild?

Wenn Sie etwas zu diesen Bildern sagen können, bitten wir Sie, sich bei Herrn Keller zu melden.

E-Mail: keller@bessarabien.de

oder per Post:

Bessarabiendeutscher Verein e. V.,
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart.

Rückmeldung von Herrn Herbert Knöller aus Steinheim an der Murr zu Foto Nr. 1 bei „Wer? Wo? Wann? Bildinformationen gesucht“ im Mitteilungsblatt Mai 2021:

Das Bild zeigt stehend von links: Gottfried Knöller (aus Friedenstal, geb. in Klöstitz), Reinhold Häfner (Teplitz), Christian Häfner (Teplitz), Luise Häfner (Teplitz). Sitzend von links: Magdalene Knöller geb. Entzminger (aus Friedenstal), Luise Knöller (aus Alt-Posttal), Dorothea Häfner (Teplitz). Gottfried Knöller und Magdalene Knöller sind die Eltern von Herrn Herbert Knöller, der uns diese Rückmeldung



gegeben hat. Das Foto entstand vermutlich Mitte der 1930er Jahre bei einem Besuch seiner Eltern bei Familie Häfner in Teplitz.

Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung eröffnet

In Berlin eröffnete am Mittwoch, 23. Juni 2021, das Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung. Das Haus ist Deutschlands erster Lern- und Erinnerungsort, der Zwangsmigrationen in Geschichte und Gegenwart ins Zentrum stellt. Das Publikum erwarten auf mehr als 5.000 qm eine Ständige Ausstellung, wechselnde Sonderausstellungen, eine Bibliothek mit Zeitzeugenarchiv sowie Bildungsangebote und Veranstaltungen. Eine Besonderheit ist der Raum der Stille zum Innehalten.

Vor allem in Kriegen und bewaffneten Konflikten müssen Menschen fliehen oder werden vertrieben. Fern ihrer Heimat bauen sie unter meist widrigen Umständen ein neues Leben auf. Was sind die Ursachen für diese leidvolle, bis heute millionenfache Erfahrung? Was bedeutet Zwangs-

migration für die Betroffenen? Warum trifft es besonders Frauen, Kinder und alte Menschen? Und wieso ist die Erinnerung an Vertreibungen oft umstritten? Um diese und viele andere Fragen geht es im neuen Dokumentationszentrum.

Die Ausstellung schildert eine europäische Geschichte der Zwangsmigrationen vom 20. Jahrhundert bis in unsere Zeit. Im Mittelpunkt stehen Flucht und Vertreibung von rund 14 Millionen Deutschen im historischen Kontext des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Politik. Im ersten Obergeschoss tauchen Besucherinnen und Besucher in eine europäische Geschichte der Zwangsmigrationen ein. Sechs Themeninseln dienen als Einführung und Überblick.

Anhand zahlreicher Beispiele aus dem 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart geht es in

diesem Teil der Ausstellung um die Ursachen, Phänomene und Folgen von Zwangsmigrationen allgemein. Die Deutschen begegnen dem Publikum als Verursacher und Betroffene von Vertreibungen. Filme, Bilder und Objekte machen die Erfahrungen von Flüchtlingen und Vertriebenen unmittelbar anschaulich. Der Pass einer deutschen Jüdin mit einem aufgestempelten „J“, das Tagebuch eines jungen Mädchens aus Ostpreußen über erlittene sexuelle Gewalt, das Foto eines Theaters in Athen, das als Flüchtlingslager dient oder das Smartphone eines syrischen Flüchtlings – die Exponate führen zu universellen Fragen. Wie hängen die Idee der Nation und der Nationalismus zusammen? Warum sind Minderheiten besonders oft von Vertreibungen betroffen? Wie kommt es dazu, dass Vertreibun-

gen heute international strafbar sind? Welche Erfahrungen machen Flüchtlinge und Vertriebene auf Ihrer Flucht? Was bedeutet das Leben in Lagern für diese Menschen? Wie gelingt ihnen nach dem Verlust der Heimat ein Neuanfang?

Im zweiten Obergeschoss geht es vertiefend um Flucht und Vertreibung der Deutschen. Ein chronologischer Rundgang führt das Publikum durch drei Bereiche. Zu Beginn werden die nationalsozialistische Politik, der Zweite Weltkrieg, die deutsche Besatzungsherrschaft in Europa und der Holocaust thematisiert. Im zweiten Abschnitt stehen Vertreibungen als ein Mittel zur Neuordnung Europas durch die Siegermächte und die ostmitteleuropäischen Staaten im Mittelpunkt. Der dritte Abschnitt dreht sich um die Ankunft und Verteilung von 12,5 Millionen Menschen in den Besatzungszonen in Deutschland.

Die Ständige Ausstellung endet mit einem europäischen Epilog. Meilensteine einer

neuen Staatenordnung seit Ende des Kalten Krieges und die Wiederkehr von Flucht, Vertreibung und ethnischen Säuberungen in Europa durch die Jugoslawien-Kriege sind hier Thema.

Sonderausstellungen

Ab Frühjahr 2022 wird das Dokumentationszentrum in einem 400 qm großen Saal im Erdgeschoss wechselnde Sonderausstellungen zeigen. Den Auftakt macht die aus dem Jüdischen Museum Frankfurt am Main übernommene Präsentation „Unser Mut. Juden in Europa 1945-48“.

Bibliothek und Zeitzeugenarchiv

In dem wohnlichen Saal im ersten Obergeschoss können Interessierte an 40 Einzel- und Gruppenarbeitsplätzen forschen, lesen und stöbern: in den Sammlungen der Stiftung, aber auch in anderen Beständen und Datenbanken zur Familien-

forschung (z.B. Lastenausgleichsarchiv, Archion, Ancestry).

Bildungsangebote und Veranstaltungen

Als einzigartiger Lern- und Erinnerungsort richtet sich das Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung speziell an Schulklassen, Jugendgruppen und Erwachsene. Abwechslungsreiche Führungen durch Vermittlerinnen des Hauses, Workshops mit thematischen und regionalen Schwerpunkten und Fortbildungen für Lehrkräfte stehen auf dem Programm.

Presseinformation vom 16.06.2021

Der Bessarabiendeutsche Verein stellte der Ausstellung einen Samowar als Dauerleihgabe zur Verfügung. Den Bericht hierzu finden Sie im Mitteilungsblatt Juni 2021, Seite 8 f.

Ukrainische Care-Migrantinnen in Deutschland

Prekäre Arbeitsbedingungen – lukratives Geschäft

KARL-HEINZ ULRICH

Durch ein gerade neu erlassenes Gesetz zur Bezahlung von Pflegekräften in Privathaushalten für ihre Rund-um-die-Uhr-Tätigkeit sollte darauf aufmerksam gemacht werden, dass es sich dabei vermehrt auch um Frauen aus der Ukraine und der Republik Moldau handelt, die bei uns als Pflegekräfte tätig sind. Mit Care-Migration bezeichnet man den Einsatz von Migrantinnen im Fürsorge-/Pflegebereich.

Die aktuelle Situation der Care-Migrantinnen in Deutschland

Die Gesellschaft in Deutschland altert, weshalb dringend zusätzliche Pflegekräfte benötigt werden. Das Statistische Bundesamt nennt in seiner Pflegestatistik für 2019 die Zahl von bundesweit 4,1 Millionen pflegebedürftiger Menschen; davon befinden sich drei Millionen Menschen in häuslicher Pflege.

Laut einer Analyse der Bundesagentur für Arbeit 2021 setzt die Pflegebranche zur Abmilderung des Fachkräftemangels zunehmend auf ausländische Arbeitskräfte. Der Mangel an Fachpersonal wird insbesondere durch osteuropäische Care-Arbeiterinnen abgedeckt.

In einem 2016 erschienenen Buch zum Thema Ausbeutung in der Pflege wurde geschätzt, dass mindestens 300.000 Care-Arbeiterinnen aus Osteuropa in Deutschland tätig sind. Da es sich oftmals

um illegale oder halblegale Beschäftigungsverhältnisse handelt, ist es schwierig, die genauen Zahlen zu erfassen. Die tatsächliche Anzahl der Care-Arbeiterinnen aus Osteuropa in deutschen Privathaushalten dürfte daher inzwischen darüber liegen. Auch wenn es über ukrainische Care-Arbeiterinnen in Deutschland keine offiziellen Zahlen gibt, zählt die Ukraine neben anderen osteuropäischen Ländern zu den wichtigsten Herkunftsländern von 24-Stunden-Betreuerinnen im häuslichen Altenpflegebereich in Deutschland. Vermittlungsagenturen versorgen den deutschen Care-Arbeitsmarkt aktiv mit ukrainischen Betreuerinnen, da sie „eine gute Alternative“ zu teuren deutschen Pflegekräften sind.

„Die Kosten für eine sogenannte 24-Stunden-Pflege durch ukrainische Betreuerinnen sind deutlich geringer [...]. Schon ab 70 Euro pro Tag ist eine Rundum-Betreuung möglich“, wirbt eine bekannte Vermittlungsagentur auf ihrer Web-Seite.

Darüber hinaus produzieren und reproduzieren die Vermittlungsagenturen auf ihren Web-Seiten ethnische Stereotype über ukrainische 24h-Betreuerinnen (aber auch über Pendelmigrantinnen aus Osteuropa insgesamt). Die ukrainischen Care-Arbeiterinnen werden als besonders herzlich, fleißig und fürsorglich dargestellt, anstatt mit der Professionalität ihrer Arbeit zu werben.

Im häuslichen Pflegebereich handelt es sich fast immer um weibliche Arbeitskräf-

te, um sogenannte Pendelmigrantinnen: Frauen, die zwischen zwei Ländern bzw. zwei Haushalten wechseln. Im Rotationsformat üben ukrainische wie auch andere osteuropäische Betreuerinnen ihre Care-Arbeit im Pflegehaushalt für eine festgelegte Zeit aus – üblicherweise zwischen zwei und drei Monaten –, um dann in ihren eigenen Haushalt zurückzukehren. Im Pflegehaushalt werden sie dann von einer anderen Pflegerin ersetzt.

Die Besonderheit und Schwierigkeit der sogenannten „Live-In-Pflege“ ist die Betreuung rund um die Uhr, 24 Stunden am Tag für mehrere Wochen am Stück, sowie das gemeinsame Leben in einem Haushalt mit den Pflegebedürftigen. Vielfach haben sich prekäre Arbeitsstandards in der privaten Pflege für immigrierte Pflegekräfte manifestiert, unter anderem ein extrem niedriges Gehalt und kaum sozialer Schutz.

Fazit

Ukrainische 24-Stunden-Betreuerinnen sind zu einem festen Bestandteil der deutschen Versorgungsrealität geworden. Bislang wurde ihr Beitrag auf staatlicher Ebene jedoch nicht anerkannt. Obwohl wissenschaftliche Studien über die dringliche Notwendigkeit von strukturellen Veränderungen und Reformen im häuslichen Pflegebereich berichten sowie klare rechtliche Regulierungen fordern, gibt es praktisch keine politische Debatte zu die-

sem Thema. Auch die deutsche Öffentlichkeit interessiert nur wenig, was Deutschland seinen Bedarf an billigen 24-Stunden-Pflegekräften aus Osteuropa deckt und unter welchen Lebens- und Ar-

beitsbedingungen diese Menschen leiden. Diese Situation ermöglicht den Vermittlungsagenturen sowie -personen lukrative Geschäfte und führt dazu, dass ukrainische und andere osteuropäische Care-Ar-

beiterinnen in Deutschland weiter ausgebeutet werden.

Quelle: Tetiana Goncharuk, (Berlin) in *Ukraine-Analysen*, Ausgabe 253

Teutonia Dorpat, die einzige Korporation von Studenten kolonistischer Herkunft im Russischen Reich

Der Artikel ist entnommen aus der Zeitschrift „Volk auf dem Weg“ der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V. (LmDR), August/September 2020, S. 49 ff. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung. Der erste Teil „Universität Dorpat und deutsche Siedler im Zarenreich“ ist nachzulesen im MB 08-20, S. 20 f.

DR. VIKTOR KRIEGER

Die Universität Dorpat spielte eine herausragende Rolle bei der Ausbildung der ersten Akademiker aus den Reihen der deutschen Siedler-Kolonisten im Russischen Reich, der sog. Schwarzmeer-, Wolga-, Kaukasus- und Wolhyniendeutschen. Seit Ende des 19. Jahrhunderts verzeichnete die Universität eine wachsende Zahl von dort studierenden „Kolonistensöhnen“, was schließlich zur Bildung der einzigen „klassischen“ Studentenverbindung aus ihren Reihen in ganz Russland führte, wobei es auch andere Studentenorganisationen kolonistischer Herkunft gab, etwa an den Universitäten in Odessa („Deutscher Studentenverein“, gegründet im November 1909) und St. Petersburg (Vereinigung „Wolga“, erste Versammlung fand am 20. November 1912 statt).

In Dorpat riefen am 17. Februar 1908 sechs Gründungsmitglieder den „Südländerverein Teutonia“ ins Leben. Bemerkenswert ist dabei der Umstand, dass es ausschließlich Studenten von der Wolga und aus dem Transkaukasus waren: Alfred Schneider aus Stephan, Johannes Grasmück aus Lauwe, Samuel Wuchrer aus Katharinenfeld, Wilhelm Hurr aus Heleendorf sowie die Brüder Johannes und Heinrich Khan-Pira, die aus einer armenisch-lutherischen Familie aus Tiflis stammten.

Einige Monate später, am 4. Dezember 1908, konstituierte sich der Verein als Korporation. Ihr Wahlspruch lautete: „Fest und treu“, und das Wappen trug die Farben hellgrün, weiß und rosa. Zweck und Ziele wurden folgendermaßen formuliert:

Die „Teutonia“ ist eine korporative Verbindung deutscher Studenten aus dem Süden bzw. anderen Teilen Russlands und verlangt von jedem Einzelnen ein treues, gewissenhaftes Streben nach folgenden Idealen: Pflege



Das Wappen von Teutonia



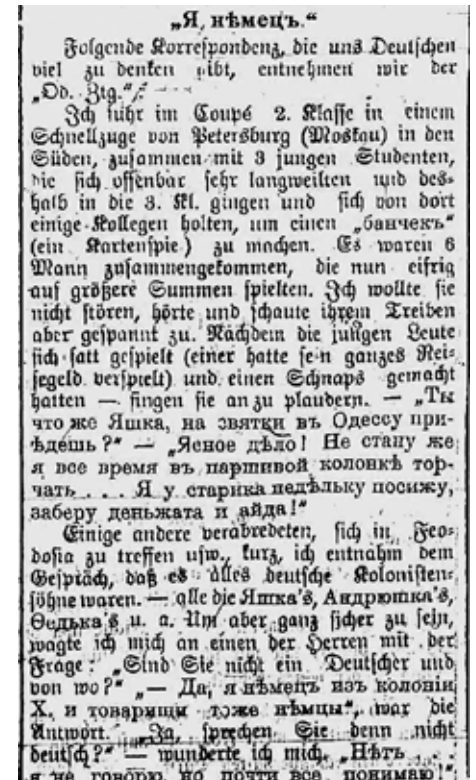
Stempel der Korporation

und Wahrung des Deutschtums, Freundschaft und Geselligkeit, Sittlichkeit.

Ähnlich wie bei studentischen Verbänden, Landsmannschaften und Korporationen anderer russländischer Nationalitäten versuchten die angehenden schwarzmeero- oder wolgadeutschen Akademiker das Nationalbewusstsein ihrer Landsleute zu wecken, Sprache und Kultur zu pflegen und sich für den „Dienst an Volk und Heimat“ vorzubereiten.

Am 9. April 1912 bestätigte der Minister des Inneren das Statut dieser Studentenverbindung. Die offizielle Aufnahme in den bereits bestehenden Zusammenschluss vom Corps der Universität, dem Chargierten-Convent, fand am 23. November d. J. statt.

Insgesamt konnten 67 Mitglieder der Teutonia festgestellt werden. Die überwiegende Mehrheit gehörte dem Bauernstand an, der nach 1871 speziell für die Nachkommen der einstigen Kolonisten



Auszug aus dem Artikel von Wilhelm Hurr in der *Odessaer Zeitung*, Januar 1914, „Я немец – Ich bin ein Deutscher“ (hier als Nachdruck in der *Saratower Volkszeitung*)

geschaffen wurde: Ansiedler-Eigentümer. Nur sieben von ihnen gehörten zu anderen Ständen.

Regional gesehen, kamen 18 Korporierte aus Bessarabien, 23 aus anderen Schwarzmeergouvernements, elf aus dem Transkaukasus, zehn aus den Gouvernements Samara und Saratow, vier aus Wolhynien und Podolien und einer aus Livland.

Das beliebteste Studienfach war Medizin (von 28 Mitgliedern gewählt), gefolgt von Theologie (22) und Rechtswissenschaft (9). Nur ganz wenige belegten Chemie (4), historisch-philologische Wissenschaften (2), Agrarwissenschaft (1) oder Mathematik (1). Zu Beginn des Jahres 1915 zählte die Teutonia 29 aktive und 15 sog. assoziierte (russ.: *sorenowatelnjnye*) Mitglieder.

Die Burschen standen nicht nur auf Fechten oder Bier- und Weintrinken. Jährlich wurden im Conventsquartier zwischen acht und zehn wissenschaftliche Vorträge zu verschiedenen gesellschaftspolitischen

Themen gehalten, zu Themen wie „Geschichte der deutschen Literatur“, „Hat Jesus gelebt?“, „Der Buddhismus“, „Alkoholismus als Krankheitserreger“, „Der Socialismus und die socialen Strömungen Deutschlands im 19. Jh.“, „Die deutschen Kolonisten in Bessarabien“, „Einiges über chinesische und japanische Weltanschauung“, „Die Kometen und ihre Natur“ oder „Die sexuelle Frage in der Pädagogik“.

Im Januar 1914 entfachte der Mitbegründer der Teutonia, Wilhelm Hurr, mit dem Beitrag „Я немец“

(so in der Überschrift, übersetzt: „Ich bin ein Deutscher“) in der Odessaer Zeitung eine kontroverse Diskussion über das Entfremden der akademischen Jugend von der deutschen Sprache und Kultur, über ihre Verachtung der väterlich-bäuerlichen Lebensweise. Studenten und Intellektuelle aus den Kolonien sollten sich demnach zunehmend der russischen Sprache bedienen und eine deutliche Präferenz für die russische städtische Kultur zeigen.

Andere Zeitungen der Minderheit wie die „Volkszeitung“ (Saratow) und die „Kaukasische Post“ (Tiflis) druckten den Beitrag nach, publizierten zahlreiche Leserbriefe und Stellungnahmen hierzu und machten somit das angesprochene Problem zu einer die gesamte Volksgruppe betreffenden Angelegenheit.

Die Teutonen verstanden sich als treue und loyale russländische Staatsbürger. Während des Ersten Weltkrieges dienten etwa die Mediziner, auch Studenten der



Mitglieder der Verbindung nach dem Fechten; um 1913

älteren Semester, als Ärzte in der Russischen Armee; einige wurden verwundet oder fielen im Kampf gegen das Deutsche Reich und seine Verbündeten.

Anfang Juni 1915 wurde diese Studentenverbindung allerdings verboten. Nach der bürgerlichen Februar-Revolution 1917 begannen die wenigen an der Universität verbliebenen Corpsbrüder mit dem Verbandsaufbau; erst am 24. Februar 1918 teilten sie dem Vereinigten Convent mit, dass die Teutonia offiziell wieder existiere. Angesichts der gesellschaftspolitischen Umbrüche, vor allem der Bildung eines unabhängigen estnischen Staates und der Abtrennung von Russland, konnte die wiederbelebte Verbindung, allerdings nur wenige Monate, in Dorpat weiterwirken. Einige nach Deutschland emigrierte Studenten, aber vor allem die an baltischen Gymnasien eingeschriebenen Schüler oder deren Absolventen gründeten an der Universität Tübingen am 13. Juni 1919 einen

im gewissen Sinne als Nachfolgeorganisation gedachten „Verein Deutscher Studierender der Kolonisten“ (V.D.St.K.). Er trug einen losen landmannschaftlichen Charakter.

Erst im November 1932 entschloss man sich, den Zusatz „Teutonia“ in den Namen aufzunehmen. Auf den Einwand des Ausschusses Vereinigter Tübinger Korporationen, man möge den Beinamen „Teutonia-Dorpat“ einführen, um Verwechslungen zu vermeiden, erwiderte ein Vertreter des V.D.St.K.:

... Verein sich nicht dazu verstehen könne, „Dorpat“ in die Vereinsbezeichnung aufzunehmen. Für sie weise Dorpat nur in die Vergangenheit,

nicht in die Zukunft. Die Beziehungen zu Dorpat seien endgültig abgebrochen und nur trübe Erinnerung.

Im Wintersemester 1933/34 ging diese Studentenverbindung in der Vereinigung Auslandsdeutscher Studenten Tübingen auf. Mitglieder von Teutonia/Dorpat waren u. a.:

- Prof. Dr. Eduard Steinwand (1890–1960), ev.-luth. Pfarrer, lehrte in den 1950ern Theologie an der Universität Erlangen.
- Prof. Dr. Immanuel Koch (1887–1942), bekannter Chirurg in Odessa, wurde in einem Straflager des Gulags erschossen.
- Alexander Henning (1892–1974), sowjetdeutscher Literaturkritiker.
- Gustav Birth (1887–1937), ev.-luth. Pfarrer in der Ukraine, wurde in einem Straflager des Gulags erschossen.

Ein Verzeichnis von Siedler-Kolonisten mit bessarabiendeutschem Hintergrund, die an der Universität Dorpat 1802–1918 studiert haben, folgt in einer der nächsten Ausgaben des Mitteilungsblattes.

Franz-Werfel-Menschenrechtspreis an Bundespräsident a.D. Joachim Gauck verliehen

Die Jury des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises würdigte mit der Preisverleihung das umfangreiche und vielfältige Wirken des Bundespräsidenten Joachim Gauck, der in unterschiedlichen Funktionen, zuletzt als höchster Repräsentant unseres Staates, die Verletzung von Menschenrechten durch Völkermord, Vertreibung und Genozid angeprangert hat. ...

In seiner Laudatio auf den Preisträger betonte der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Dr. Bernd Fabritius: „Der Name und der Mensch Joachim Gauck

werden in der allgemeinen Wahrnehmung verbunden mit dem Gespür für Freiheit sowie für Recht und Gerechtigkeit, mit dem Einsatz für die Benachteiligten und Unterdrückten, mit dem Aufbegehren gegen staatliches, kollektives und individuelles Unrecht. Mit diesen Attributen und Zuordnungen, sehr geehrter Herr Gauck, gehen Sie bereits zu Lebzeiten in die Geschichte ein.“ ... Gauck habe sich immer wieder und in allen seinen Ämtern engagiert dafür ausgesprochen, dass die dauerhafte Erinnerung an die Vertreibung ein elementarer Teil deutscher Geschichte sei. „In bewun-

dernswert konsequenter Haltung prägten Sie dann mit dem Begriff „Erinnerungsschatten“ eine vortreffliche Metapher für die Situation der Vertriebenen, die die letzten fünf Jahrzehnte bundesdeutscher Befindlichkeit psychologisch und gesellschaftlich zutreffend beschreibt.“

Dr. Joachim Gauck machte [in seiner Dankesrede] ... deutlich, dass Flucht und Vertreibung keine Themen der Vergangenheit seien, sondern „dass aus dem selbsterfahrenen Leid von Flucht und Vertreibung der Deutschen in den letzten Jahrzehnten eine besondere Empathie für andere Menschen mit Flucht- und Ver-

treibungserfahrungen erwachsen konnte, (das) halte ich für keine Selbstverständlichkeit. Umso mehr schätze ich es, dass es gelungen ist, nicht im eigenen Leid zu verharren und empfänglich zu werden für das Schicksal anderer.“ Er erinnerte daran, dass sich „mehr als ein Prozent der Weltbevölkerung 2020 auf der Flucht befand – über 82 Millionen Menschen. So viele wie in Deutschland Menschen leben.“ Er dankte der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen, dass Sie mit „diesem Preis dazu beitragen, dass wir uns nicht blind und taub stellen, sondern dass wir

uns dafür sensibilisieren, immer wieder um das höchste Gut, das wir haben, zu ringen: die Würde des Menschen. Denn wir alle ‚sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der

Brüderlichkeit begegnen‘. So steht es in Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte.“

*Pressemitteilung des
Zentrums gegen Vertreibungen*

Das **Zentrum gegen Vertreibungen** ist ein Mitte 1999 vorgestelltes Projekt des Bundes der Vertriebenen. Seit 2003 verleiht es alle zwei Jahre den mit 10.000 Euro dotierten Franz-Werfel-Menschenrechtspreis in der Frankfurter Paulskirche. Franz Werfel (1890-1945) war ein österreichischer Schriftsteller jüdisch-deutsch-böhmischer Herkunft, der u.a. für seinen Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ bekannt war, in dem er die Vertreibung der Armenier und den Völkermord an ihnen beschreibt.

Wikipedia

Peterstal – Rückkehr nach Hause

Neubeginn in der Lutherischen Kirche der Ukraine (DELKU)

Die staatlichen ukrainischen Behörden haben vor Kurzem die Entscheidung getroffen, dass die Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche der Ukraine (DELKU) künftig nicht mehr unter der Leitung des abgesetzten Bischofs Maschewski stehen soll. Die Leitung hat jetzt der von der rechtmäßigen Synode gewählte Bischof Pavel Schwarz aus der Gemeinde in Charkow. Obwohl der abgesetzte Bischof Widerspruch gegen das Urteil eingelegt hat, geht der Prozess der Rückgabe beschlagnahmter Kirchengebäude voran.

Als erstes wurde die Kirche in Peterstal (Petrodolynske) zurückgegeben. So konnte die bisher in einen Bauwagen ausquartierte Gemeinde am 4. Sonntag nach Trinitatis (27. Juni) erstmals wieder ihren Gottesdienst in ihrer Kirche feiern.

Peterstal ist eine der zahlreichen ehemals deutschen Gemeinden westlich von Odes-

sa. Sie wurden durch die ersten Kolonisten gegründet, die die Zarin Katherina die Große ins Land gerufen hatte.

In diesen Gemeinden (Alexanderhilf, Josefstal, Peterstal, Mariental und Neuburg) waren etliche unserer ersten Siedler untergekommen, nachdem die Ulmer Schachteln sie im Donauhafen von Ismael abgesetzt hatten. Viele zogen weiter Richtung Odessa, weil es in Bessarabien noch nicht ausreichend vorbereitete Siedlungsorte gegeben hatte. Meine mütterlichen Vorfahren waren ebenfalls dort den ersten Winter untergekommen. Mein Urgroßvater heiratete später die Tochter einer Siedlerfamilie aus Dobroalexandrowka, wie der Ort Alexanderhilf heute heißt.

Man kann der Gemeinde Peterstal nur gratulieren und ihr Gottes Segen für den Neuanfang wünschen.

Karl-Heinz Ulrich

versammlungen usw. statt. Dieser Bauwagen ist Zeuge schwerer Zeiten im Gemeindeleben, und der Auszug aus ihm steht für eine neue Etappe im Dienst der Gemeinde an Gott und den Menschen.

Interessanterweise war der Predigttext für diesen Sonntag ein Abschnitt aus dem 50. Kapitel des Buches Genesis. Dort geht es darum, wie Joseph seinen Brüdern vergibt, die ihn in die Sklaverei verkauft hatten. Deswegen betonte Pfarrer Alexander Gross in der Predigt besonders die Bedeutung der Vergebung:

„Unser Herr Jesus Christus ist in die Welt gekommen, um uns eine Zukunft zu geben. Eine Zukunft hier auf Erden und eine Zukunft in Ewigkeit. Das ist es, was uns Christus geschenkt hat ... Vergebung dagegen ist, was wir den Menschen schenken können, die uns Böses angetan haben. Allein dem HERRN steht die Verfügungsgewalt zu. „Die Rache ist mein, ich will vergelten“. Dies ist SEIN Recht. Und ER allein weiß, was und wie zu tun ist. Wir vertrauen daher auf Gott, wir freuen uns, dass ER uns unsere Kirche zurückgegeben hat, und sehen nach vorne und leben weiter. Die Wut und die Verbitte- rung, die wir bis jetzt durchlebt hatten, lassen wir nun hinter uns.“

Auszug aus der Internetseite der DELKU

Am 27. Juni 2021 feierte die Deutsche Evangelisch-Lutherische Gemeinde im Dorf Petrodolynske (Peterstal) bei Odessa mit einem Festgottesdienst die Rückkehr in ihr Kirchengebäude, das der Gemeinde vor drei Jahren weggenommen worden

war. Der Gottesdienst begann symbolträchtig in dem kleinen Bauwagen, der die ganze Zeit über als behelfsmäßiger Gottesdienstraum gedient hatte. In diesem Bauwagen fanden Gottesdienste, der Sonntagsschulunterricht, die Gemeinde-



1



2



3



4

1) Umzug vom Bauwagen in die Kirche; 2) Gottesdienst in der Kirche; 3) Zur Rückkehr der Gemeinde gratulierten unter anderem auch Vertreter der politischen Gemeinde Peterstal; 4) Nach dem Gottesdienst und dem Konzert der Kinder der Musikschule wurden alle Teilnehmer an einen festlich gedeckten Tisch gebeten.

Der Monatsspruch August 2021

*Neige, HERR, dein Ohr und höre!
Öffne, HERR, deine Augen und sieh her!*

2. Buch der Könige, 19,16

KARL-HEINZ ULRICH

Der König Hiskia befindet sich in einer schier aussichtslosen Lage. Der assyrische König Sanherib lagert vor den Toren Jerusalems. Er hat schon alle anderen Städte ringsum eingenommen und zerstört. Israels König Hiskia will sich ihm nicht unterwerfen. Er lässt Sanherib ausrichten, dass er lieber auf den Herrn, den Gott Israels, vertrauen werde. Da lästert der assyrische König den Gott Israels mit dem Hinweis, dass die Götter der Nachbarvölker ihre Menschen auch nicht vor ihm hatten schützen können.

Da betet Hiskia zum Herrn und fleht ihn an. „HERR, neige deine Ohren und höre. HERR, tue deine Augen auf und sieh. Schau, mit welchen Worten Sanherib dich, den lebendigen Gott, verhöhnt. Herr, unser Gott, errette uns aus seiner Hand, damit alle auf Erden erkennen, dass du, HERR, allein Gott bist.“

Der Prophet Jesaja lässt dem König Hiskia daraufhin eine Botschaft des Herrn

mit folgenden Worten überbringen. „Ich werde Sanherib dazu veranlassen, sich wieder nach Assyrien zurückzuziehen, denn ich, der HERR, will Jerusalem um meines Knechtes Davids willen erretten.“

Wenn es doch auch für uns und unsere Probleme, Ängste und Nöte immer so postwendend eine passende Lösung geben könnte, wie beim König Hiskia. Ich glaube, das gibt es schon. Vielleicht nicht immer sofort, nicht so uneingeschränkt und nicht immer so, wie wir uns die Lösung vorgestellt haben. Hiskia wandte sich im Gebet an den HERRN und brachte alles, was ihn bedrängte, vor Gott. Die Frage ist also, auf wen vertrauen wir in unseren Ängsten, in unserer Not, in unserem Leben? Vertrauen wir auf uns selbst, oder wenden wir uns im Gebet an den lebendigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen und uns in Christus von Sünde und Tod errettet hat?

Denn mal ehrlich, wer kann uns denn letztendlich vor dem Schrecken der Pandemie bewahren? Wer wird am Ende die Schöpfung retten? Wer kann uns und unser Leben beschützen und uns sicher durch alle Gefahren leiten, wenn nicht der lebendige Gott? Es steht ihm dafür alles, was es auf der Erde gibt, zu seiner Verfügung. Er hat ja alles selbst aus dem

Nichts geschaffen und ER bedient sich dessen. Er stellt uns Menschen die moderne Medizin zur Verfügung, damit wir uns ihrer bedienen, die innovativen Naturwissenschaften, die revolutionären Techniken, die modernen Kommunikationsmittel, die Algorithmen, die Möglichkeiten der globalisierten Wirtschaft. Es gibt begabte Menschen, die in der Lage sind, Neues, Hilfreiches für die Menschheit zu erfinden. Es mangelt nicht an Menschen, die motiviert sind, sich helfend und fürsorgend Anderen zuzuwenden. Und es gibt immer wieder Menschen, die seinem Ruf folgen und das Evangelium verkündigen, damit wir IHN bei allem nicht vergessen.

Denn es ist gut, dieses alles zu haben und es zum Nutzen für alle anzuwenden. Aber über allem ist es wichtig, den dahinter zu sehen, der das geschaffen und uns zur Verfügung gestellt hat. Und bei allem zu wissen, dass ER im Hintergrund immer wieder lenkend, regulierend und beschützend am Werk ist, im globalen und auch in meinem persönlichen Ergehen, weil er uns liebt. Er neigt seine Ohren und hört uns, er öffnet seine Augen und sieht uns. ER weiß, was wir brauchen, und hilft uns, oft, bevor wir es ihm gesagt haben. Darauf können wir, wie der betende König Hiskia, vertrauen.

Anerkennung von Kriegsverbrechen

Anlässlich des 80. Jahrestages des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion am 22. Juni 2021 schickte der Ratsvorsitzende der EKD (Evangelische Kirche in Deutschland), Dr. Heinrich Bedford-Strohm, an jenem Tag einen Brief an Metropolit Hilarion, Leiter des Außenamtes der Russisch-Orthodoxen Kirche.

Aus dem Englischen von
ANNE SEEMANN

Sehr geehrte Eminenz, lieber Bruder in Christus Hilarion,

mit Trauer und Scham erinnern wir uns an den 22. Juni des Jahre 1941. Vor 80 Jahren haben die politischen Führer Nazi-Deutschlands mit dem Angriff auf die Sowjet Union ihre mörderischen Pläne in die Tat umgesetzt. Von Beginn an war ein rassistisch motivierter Vernichtungskrieg geplant, bestehend aus militärischem Einmarsch, organisiertem Massenmord und dem vorsätzlichen Hungertod von Millionen russischer Zivilpersonen. Tief bestürzt erkennen wir diesen tiefsten Abgrund, den menschliches Denken und

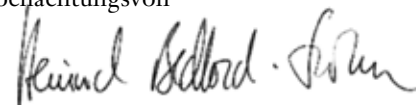
Planen hervorbringen kann. Voller Trauer erinnern wir an die unzähligen Männer und Frauen, die ihre Leben durch diese unaussprechlichen Verbrechen verloren haben oder ihrer Freiheit, ihrer physischen oder psychischen Unversehrtheit oder ihrer Lebensgrundlage beraubt wurden. Wir erkennen die Schuld und Verantwortung an, die wir als Mitglieder des deutschen Volkes im Angesicht der Geschichte tragen. Auch unsere evangelische Kirchengemeinde in Deutschland hat ihre Verantwortung versäumt, die Stimme des Glaubens gegen die grenzenlose Gewalt zu erheben und – mit den Worten von Dietrich Bonhoeffer – dem Rad in die Speichen zu fallen. Mehr noch, mit Schrecken und Trauer müssen wir eingestehen, dass statt christliche Friedensbotschaften zu verbreiten, viele fehlgeleitete Mitglieder unserer Kirche diesen Vernichtungskrieg durch Propaganda und zwischenkirchliche Diplomatie unterstützten.

In Anerkennung der Schwere der Taten, derer wir heute gedenken, können wir nur inständig um Vergebung bitten für die Schuld unseres Volkes und unserer Kirche,

die Schuld unserer Väter und Vorfahren. Dankbar erkennen wir die Zeichen der Versöhnung, die wir von unseren Brüdern und Schwestern in der Russisch-Orthodoxen Kirche innerhalb unserer langjährigen ökumenischen Partnerschaft erhalten. Das heutige Erinnern ist also angefüllt mit der Sprachlosigkeit angesichts der entsetzlichen Ereignisse vor 80 Jahren, aber auch mit der Hoffnung, dass dieses Erinnern eine Warnung sein kann, davor, wie tief jeder fallen kann, der in anderen menschlichen Wesen etwas anderes als das Angesicht Gottes und die Brüder unseres Herrn Jesus Christus sieht.

Mit einem tiefen Gefühl der Verbundenheit verbleibe ich

hochachtungsvoll



*Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm
Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche
in Deutschland*

Nachruf auf Eduard Schlauch

Eine traurige Nachricht erreichte uns – Eduard Schlauch, unser Freund, ist verstorben. Es ist schwer, diese Nachricht zu verarbeiten, aber das Leben bestimmt eben seine eigenen, strengen Regeln.

Die Geschichte entschied so, dass seine Eltern 1940, zusammen mit anderen deutschen Kolonisten, ihre Heimat Bessarabien für eine ungewisse Zukunft verlassen mussten. Es ging wohl gut aus, aber man musste viele Jahre der Wanderschaft, Entbehrungen und Verluste durchmachen. 1944 nahm ihm der Krieg den Vater, Eduard wurde sehr früh zu einem Halbwaisen. Sein ganzes Leben lang ehrte er das Andenken an seinen Vater, und als sich die Gelegenheit ergab, kam Eduard mit seiner Familie und Verwandten immer wieder in die historische Heimat seines Vaters, nach Dennewitz. Wir wurden Freunde, wir haben uns ausgetauscht. In seinen Briefen schrieb Eduard: „Es zieht mich immer wieder nach Bessarabien, und wenn sich eine Gelegenheit ergibt, werde ich 2020 wiederkommen.“ Aber die aktuelle Situation kam dazwischen. Noch zu den Weihnachtsfeiertagen sagte er hoffnungsvoll, dass er auf der nächsten Reise seinen Enkel Maximilian mit nach Bessarabien nehmen wolle, doch sein Traum konnte nicht in Erfüllung gehen – eine schwere Krankheit nahm ihm diese Möglichkeit. Wir sind sehr traurig über den frühen Tod von Eduard und bedauern, dass wir diesen Menschen mit gutem Herzen nicht mehr wieder sehen können. Unser tiefes Beileid gilt Eduards Familie – seiner Ehefrau Renate, den Söhnen mit ihren Ehegatten, den Enkelkindern, Verwandten und Freunden. Wir trauern mit Ihnen. Sein leuchtendes Bild wird immer in unseren Herzen bleiben. Ein helles warmes Licht in seine Welt und ewigen Frieden.



Im Namen aller Freunde aus Dennewitz.
Veronica Muratkova.

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de

Online-Redaktion
Administrator Heinz Fieß, homepage@bessarabien.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart